P. o. germ.
1828

P.O. genu. 1828

Xerokopieren aus konservato-
rischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

A,1,f,00

<36620192590014

<36620192590014

Bayer. Staatsbibliothek

P.O. germ. 1828

„O lieb, so lang du lieben kannst.“

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansplatz 16

B

„O lieb, so lang du lieben kannst.“

Zwei Erzählungen

von

L. Glaß.

Leipzig,
Verlag von Ambr. Abel.
[1882]

Königliche
Landes-
Bibliothek
Dresden

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

	Seite
Musikanten	1
Zwei Königskinder	125

Ihr lieben Kinder wandert heute aus
Zum ersten Mal mit ungeprüften Schritten
Aus Eurem still verborgnen Vaterhaus
Um Euch bei aller Welt zu Gast zu bitten. —
Sorglich bereit ich Euren ersten Gang,
Bedenke neben Prüfung Eurer Sitten,
Ob Schnitt und Farbe mir des Kleid's gelang.
Denn wahr ist, wie vor Jahren so auch heute,
Daß uns die Form den Geist zu Diensten zwang,
Jetzt übersetzt man's: Kleider machen Leute.
Nun hab' ich freilich das zu spät bedacht —
Und wenn ich mich an Eurem Plaudern freute
Vergaß Rubin ich und Demantenpracht;
Nichts ist zu schau'n von seidenen Gewändern,
Nicht rauschen Schleppen durch verschwiegne Nacht,

Kein Herrscherstab gebeut glorreichen Ländern,
Kein Bischofsmantel hüllt Euch prächtig ein —
Nur Rosen blühn an lachenden Geländern,
Und silbern übergießt der Mondenschein
Mit mildem Schimmer Euer schlichtes Kleid
Und gold'ne Sonnenlichter spielen drein. —
Streng vor der Tagesfragen lautem Streit
Verschloß ich Eure mir vertrauten Seelen,
Nichts bringt Ihr aus der Zeit und für die Zeit,
Fast schmucklos müßt Ihr durch die Welt Euch stehlen —
Ihr singt das alte Lied der Liebesschmerzen!
Doch denk ich wird's Euch nicht an Lauschern fehlen
Ihr sprecht vom Herzen ja, und für die Herzen.

Musikanten.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

In ein Dachfenster inmitten der Stadt, das groß und begehrlich nach dem Himmel aufschaute, schien die warme Märzsonne. Weit offen waren die Flügel, der grüne Vorhang zurückgeschlagen, zur Seite geschoben stand eine Staffelei und die Palette mit eingetrockneten Farben lehnte daneben.

Im Fenster saß ein blasser, knabenhafter Jüngling, die lichtlosen, müden, braunen Augen zur Sonne aufgehoben und die Lippen sehnsüchtig gegen die warme Luft geöffnet. Dabei griffen seine Finger mechanisch über das Holz und der Ausdruck seiner Züge wechselte lebhaft. Er hörte die Musik, an die er dachte.

Plötzlich hielt er inne, wandte den Kopf nach der Thür und eine lebhafte Röte färbte seine Wangen, wie aber der kommende Schritt deutlicher wurde, kam die vorige, natürliche Bläße wieder und er sagte nach der geöffneten Thür hinüber langsam: „Du bist's, Großmutter, ich dachte Egbert käm'!"

Die Großmutter, Frau Aufwärterin Frank, gehörig respektiert von der ganzen Nachbarschaft und redlich bedauert wegen ihres blinden Enkelkindes, war eine rüstige Sechzigerin, die sich ihr lebenlang leidlich und ehrlich durch die Welt geschlagen hatte.

Sie setzte den schweren Handkorb kräftig zu Boden und sagte dabei ein wenig ärgerlich: „Der könnt's auch wohl sein, ist acht Tage nicht dagewesen! Hätt' ich mir das gedacht, lieber die Zunge hätt' ich mir abgebissen, als ihm gesagt, er dürfe hier malen. Ich meinte aber es wär' eine Freude für Dich, Fredi, und nun macht's Dich gar trübselig. Ja wohl, trübselig macht's Dich! ich merk's recht gut, daß Dir mein bestes Essen nicht schmeckt, wenn der Windbeutel von einem Farbenklexer 'mal zwei Tage lang wegbleibt. So? und nun läufst Du mir gar fort, weil ich über den Burschen einmal die Wahrheit sage?"

Gottfried war während ihres halb gutmütigen Scheltens aufgestanden, mit vorsichtigen, aber sicheren Schritten durchs Zimmer gegangen und hatte einen Geigenkasten aus dem Wandschrank genommen. Jetzt in der Thür wandte er sich noch einmal zurück: „Ich geh' zu Vater Winz, Großmutter."

Draußen führte sein Weg über die hölzerne Galerie, die den langen Hof umschloß. Das Lärmen der Packknechte, das Rollen der Fässer und das Klirren der großen Wagenketten klang zu dem Knaben herauf und begleitete ihn noch, als er jenseits der Galerie angekommen, eine steile Treppe hinabstieg, in das Hinterhaus, das jetzt selbständig einer später angelegten Straße eingereiht war.

Hier wohnte Herr Stadtmusikus Winz; nicht so hoch und luftig, nicht so sauber und hell wie seine „wohlehrbare Frau Nachbarin", die Witwe und Aufwärterin Frank, denn er war ein einsamer, alter Mann, der nicht viel auf des „Lebens Tand und Hülle" gab, wie er zu sagen pflegte.

Der Knabe trat in ein niedres, kleines Zimmer, das, Schlaf- und Wohngemach zugleich, ziemlich deutlich von seines Herrn Bedürfnislosigkeit erzählte. Da wohnte der Alte seit fünfundzwanzig Jahren, seit er von seiner Wanderschaft müde, mit ungebrochnem Herzen zwar, aber mit entmutigter Seele heimgekehrt war und um des lieben Lebens willen die Stelle eines zweiten Geigers im städtischen Musikchor angenommen hatte. So war er noch heute Stadtmusikant und wohnte im gleichen, rußigen Stübchen, das in den fünfundzwanzig Jahren nicht heller geworden war. Er selbst aber sah jetzt an den Siebzigen jünger aus und zufriedner als damals mit fünfundvierzig.

Gottfried nickte nach der Ecke hinüber, in der ein altmodisch geformtes Klavier stand, das, ewig offen, dem Alten Schreibtisch, Notenständer und Werkzeug zugleich war. An der Wand hingen ein paar Violinen, gegenüber lehnte eine riesige Baßgeige von ehrwürdigem Staub überzogen — die diente als Hut- und Rockhalter.

Peter Winz war ein großer, weißhaariger Mann; wie groß er eigentlich war, wußte niemand in der Nachbarschaft und er konnte sich selbst nicht recht darauf besinnen, so lange war es, daß er sich nicht mehr gerade und stattlich aufgerichtet hatte, anfangs aus gedrückter Stimmung, dann aus Gewohnheit und nun wegen der siebzig Jahre.

Jetzt saß er, wie meistens wenn er daheim war, vor seinem Notenständer — Schreibtisch — Klavier, oder wie man's nennen will und sann den Melodien nach, die er einst in der Jugend gesungen, wo ihm jedes Sommerlüftchen, jeder Gewittersturm, jedes rosige Gesicht zum Liede geworden. Er suchte, und fand eine nach der andern wieder, für Gottfrieden, dem er sie dann vorspielte. Der aber geigte sie nach und hielt sie im Gedächtnis fest; die einzige Art, auf welche Winz seinen Melodien ein flüchtiges Leben gönnte, denn gegen das Aufschreiben hatte er einen bittren Zorn. Er behauptete, die häßlichen, dicken Notenköpfe wüßten allen Geist, alle Harmonie einzuschlucken und gäben sie nicht wieder heraus; das Lieblichste klänge albern und das Erhabenste einfältig, wenn's durch die geschriebenen, koboldartigen Zeichen vermittelt worden.

Das nun eben war's, was ihm den Gottfried gleich anfänglich so lieb und wert gemacht hatte. Wenn der kleine blinde Knabe stundenlang auf seiner Schwelle gekauert, ihm zuhörend, dann lächelte er auf die armen, lichtlosen Augen nieder und strich dem Kind übers Haar: „Du bist für die Musik prädestiniert," pflegte er zu sagen und sowie der Knabe eine Geige fassen konnte mit seinen kleinen Händen, lehrte er ihm die Griffe und das Führen des Bogens.

Hier hatte der Alte einmal Glück im Leben. In dem Jungen stak eine rechtschaffne, musikalische Begabung und sie entfaltete sich unter seiner originellen Lehrart zur Freude der beiden Einsamen.

„Du kommst spät, Junge," sagte Peter Winz ohne auf-

zusehn, während seine Finger leise über die bräunlichen Tasten des Instrumentes glitten.

„Ich wartete auf Egbert," antwortete Jener, den Geigenkasten öffnend, „er kam wieder nicht; darüber hab' ich mich verspätet."

Der Alte sah ein wenig mißtrauisch auf. „Ist Dir's so leid, wenn der Springinsfeld einmal wegbleibt?"

Gottfried errötete ein wenig und klapperte mit seinem Kasten. „Ich hab' ihn lange nicht geseh'n," sagte er entschuldigend, und jetzt wollen wir ganz und gar nicht an ihn denken, jetzt haben wir Bess'res zu thun, als uns um Egbert zu streiten. Du spielst mir noch einmal die Stelle, die ich gestern nicht behalten hab', weißt Du, die liebliche, schöne, die Du den Nachtigallgesang nennst."

Der Alte stand auf, nahm eine Geige von der Wand und spielte, während der Knabe regungslos lauschend am Klavier lehnte. Die Geige sang und klang, schluchzte und jubelte, ein wunderbar, herzbezwingendes Tönen ging von ihr aus. Wie Peter Winz den Bogen absetzte, setzte der Schüler den seinen an und ohne daß sie dazwischen ein Wort verloren hätten, spielte er die Weise nach, wozu ihn der Alte mit tiefen, summenden Tönen der Viola begleitete. Nach und nach ließ jener jedoch die Töne verstummen und am Ende klang nur noch das Nachtigallied in dem Stübchen, wie es vorher der Alte gespielt, nur viel fragender, viel sehnsüchtiger.

Als Gottfried erregt und begeistert endete, fühlte er einen Hauch auf der Stirne, als ob ihn jemand küsse, aber das Herz klopfte ihm bis in die Fingerspitzen, er wußte eben jetzt nicht was Einbildung, was Wirklichkeit war.

Unterdessen nahm der Alte stumm Hut und Rock von der Baßgeige, die Violine unter den Arm und da der Jüngling noch immer versunken stillstand, klopfte er ihn sanft auf die Schulter und fragte ob er unten bleiben wolle, bis die Stadtorchesterprobe vorbei sei, die er eben durch seine Gegenwart zu verherrlichen gedenke.

Gottfried schüttelte stumm und hastig den Kopf.

Winz nickte vor sich hin: „Ja, die Großmutter wird mit dem Essen warten, ich will Dich hinüberbringen."

„Nein, nein, ich kann's schon allein," sagte der Knabe, während ein mädchenhaftes Rot seine Wangen färbte; „Du mußt mich nicht verwöhnen, ich werde sonst so ungeschickt."

Winz pfiff leise vor sich hin und die Beiden gingen; dieser zur Probe für's abendliche „Sinfoniekonzert" mit Bier, das Billet zu fünfzig Pfennigen, der Knabe zur Großmutter, die ihn schon mit Ungeduld erwartete.

„Die kurze Zeit, die ich hier bin läufst Du mir auch noch davon," empfing sie ihn vorwurfsvoll, „das beste Essen und die beste Laune verderben, wenn sie warten müssen."

Der Knabe strich ihr freundlich mit der weichen Hand über die welke, runzelige Wange: „Dein Essen ist gewiß vortrefflich und die Laune wird's bald wieder werden. Komm, wir wollen Deine guten Sachen versuchen."

Es war Frau Franks schwache Seite sich für die beste Köchin Kronings zu halten; und wenn Gottfried das Essen nur lobte, übersah sie öfter, daß er so gut wie nichts aß. So war's auch heute; bei jedem Geräusch fuhr der Knabe zu-

sammen und horchte, um gleich wieder den Kopf enttäuscht sinken zu lassen, an essen dachte er nicht.

Als die Großmutter, im Begriff wieder auf die Arbeit zu gehen, ihrem „armen Bub," den sie nebenbei auch für einen leidlich hübschen Bub hielt, adieu sagen wollte, lehnte er wieder an dem jetzt sonnenlosen Fenster, die Hände thatlos gefaltet.

„Nun sitzest Du wohl so auf einem Fleck, Fredi, und hast dumme Gedanken?" fragte sie.

Er stand schnell auf. „Nein, nein, ich habe die Couverts fertig zu machen für morgen, sorge Dich nicht Großmutter, ich fange gleich an."

Doch ging die Alte nur halb beruhigt mit einer Verwünschung Egberts im Herzen. Gottfried indes war gehorsam und arbeitete. So war er beinahe fertig, als der Abend kam und mit ihm der ersehnte Schritt sich wirklich auf der Treppe hören ließ. Die Thür wurde aufgerissen, ein schöner, dunkellockiger Jüngling trat mit vom schnellen Laufen geröteten Wangen ein.

Egbert war ein paar Monat jünger als Gottfried, aber man hätte ihn gut für ein paar Jahr älter halten können; auf seiner hübsch geschwungenen Lippe sproßte ein dunkles Bärtchen, er war nicht groß, aber von einer ebenmäßigen Breite, so daß er geschmeidig und stattlich aussah, während an Gottfried alles knabenhaft, bleich und zart erschien.

Egbert strich dem Freunde über die Stirn und ging unruhig mit strahlendem Lächeln im Zimmer auf und ab, bis er vor dem angefangnen Bild mit kritischen Blicken stehen blieb.

Es stellte den Blinden dar, wie er im Dachfenster sitzend, die Geige in der Hand, den Kopf mit den geschlossenen Augen sehnsüchtig zum rosigen Abendhimmel emporhebt. Das Bild war ähnlich und sauber entworfen, verriet aber an allen Enden die unfreie Hand des Schülers.

So betrachtete es denn auch der junge Künstler unwillig und schob's in die Ecke. „Das muß ganz anders aussehen lernen. Freilich hab' ich gerade ein Bild unter den Händen, das mir nicht viel Zeit läßt — ich kam deshalb auch die acht Tage nicht herauf."

Gottfried hob den Kopf ein wenig: „Setz Dich zu mir," bat er, „Dein Umherlaufen ist so unbehaglich. Malst Du das Bild bei Deinem Professor?"

„Bewahr' mich der Himmel," rief der Jüngling, sich neben den Freund setzend, „bei diesem gefühllosen, steifleinenen Pedanten! Nein, durch Gott weiß, welche Empfehlung darf ich einen Engel malen. Ein Gesicht, Liebster, so süß, so licht und klar, wie Mondschein — ja so" — unterbrach er sich — „nun, sie ist eben schön, wie jedes Mädchen, das geliebt wird, und verliebt hab' ich mich in sie, sofort, hoffnungslos und rettungslos! — Leonie heißt sie. Wie das klingt! wie himmlische Musik. —

Er sprach den Namen ein paarmal in allen Tönen der Empfindung aus, dann fuhr er lebhaft fort: „Also vor acht Tagen durft' ich mich vorstellen, am Dienstag begannen die Sitzungen, und Du kannst Dir denken, daß ich mich nicht übereile."

Da Gottfried nichts sagte, sprang er auf und lief wieder

im Zimmer hin und her. „Ich stümpre natürlich und stehe Tantalusqualen aus, wenn mich das süße Gesicht anschaut und auf der Leinwand nichts herauskommen will, was ihrer irgend würdig ist; aber sie, — will sagen Mutter und Tochter — der Vater, ein Bankier Wertheim, kümmert sich nie um uns — sind in ihrer himmlischen Liebenswürdigkeit und Geschmacklosigkeit ganz zufrieden. Ich nebenbei auch, da ich jeden Tag in ihre Augen sehen darf und des Nachts von ihr träumen."

Hier seufzte Gottfried so tief auf, daß sich Egbert lebhaft zu ihm wandte: „Ich glaube, Du bist eifersüchtig, Fredi! Unsinn, solch ein Paroxysmus geht vorüber. Ich denke gar nicht im Ernste an sie, sie ist viel zu hoch und schön für mich zweifelhaften, in den Farben herumstümpernden Menschen."

Gottfried drückte dem Freunde zärtlich die Hand, der aber, durch das Mitgefühl aus seiner halb humoristischen Stimmung gebracht, entzog sie ihm hastig und warf sich auf das kleine Sofa, daß es in allen Fugen krachte.

„Es ist ein Jammer!" rief er heftig aus. „Wenigstens einmal sagen möcht' ich es ihr; so sagen, daß sie's versteht und mich doch nicht für immer von ihrem Angesicht zu verbannen braucht, wie weiland die schöne Leonore den Thoren Tasso."

Er sprang auf und stellte sich vor Gottfrieds Porträt.

„Was fang' ich mit diesem ungefügen Pinsel an, was mit meiner ganzen armseligen Kunst? Sie reicht nicht einmal aus, einem schönen Mädchen zu sagen, ich liebe Dich; — Wär' ich ein Musiker, ich würde des Nachts vor ihrem Fenster

singen, oder wär' ich gar ein Dichter, was ließe sich da nicht alles sagen!

„Komm herab, Du schöne Holde
Und verlaß Dein stolzes Schloß,
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich Dir in Deinen Schooß."

Gottfried griff nach seiner Geige und spielte Winzens Nachtigallmelodie mit heißer Empfindung. Als er ermattet schloß, standen Egberten die hellen Thränen in den Augen und er umarmte den Freund stürmisch: „Ja, das ist's! — das ist Kunst, das ist Empfindung, ist der Gesang der Liebesgötter selber."

„Das ist die Nachtigall," flüsterte Gottfried. Jener aber fuhr hastig fort: „Warum ist mir diese Sprache versagt! Wenn Leonie das hören könnte, sie würde mich verstehen. Das kälteste, ruhigste Herz müßte dabei schmelzen. Liebster, Bester!" rief er plötzlich und faßte Gottfrieden stürmisch bei beiden Händen — „diese Nacht, — wir haben herrlichen Mondschein — dazu Dein Geigenspiel — es wird sein um Engel im Paradiese neidisch zu machen! Ich bitte Dich, komm' mit und spiel' ihr das Lied!"

Gottfried wurde abwechselnd blaß und rot, seine Brust hob und senkte sich heftig.

„Heute Nacht," schmeichelte Egbert weiter, „gehen wir unter ihr Fenster. Sie wohnt in der Vorstadt, wo die schönen Gärten sind und so reine Luft, wie Du sie nicht einmal hier auf Deiner Höhe hast. Du hörst den Springbrunnen rauschen und die Hyazinthen und Veilchen duften jetzt köstlich. Ich führe Dich hin und zurück, Niemand soll Dich sehen, noch

sprechen, wir brauchen nicht einmal auf der Straße zu stehen, Hausmanns Gretchen läßt uns in den Garten. Da spielst Du und ich bin der glückseligste Sterbliche. Fredi, Herzensjunge! sag': Ja."

„Ja," sagte Gottfried leise.

Egbert jubelte laut und lustig auf. Plötzlich, inmitten seines Rausches, sah er des Freundes bleiche, zuckende Lippen, sein leidendes Gesicht, und hastig, über sich und ihn ärgerlich rief er: „Du bist eifersüchtig."

„Nur traurig bin ich," seufzte der, „und obwohl ich fühle, daß es Unrecht ist, das Unerreichbare zu wünschen, muß ich doch darum klagen. Ach Egbert! die Welt ist so schön und reich, Ihr alle lebt und atmet im Glanz, wenn ich nur einmal, ein einzigesmal das Licht der Sonne, den Zauber der Rose, ein Mädchen in seiner Schönheit sehen könnte! Es gibt wunderbare Geschichten von Blinden, die sehend geworden sind," fuhr er hastig fort, als Egbert reden wollte, „und ob ich gleich weiß, daß meinen Augen nicht zu helfen ist, ich kann doch nicht aufhören zu hoffen."

Jetzt schwieg er und drückte die Hand des Freundes, der nicht wußte, was er auf diese schmerzliche Klage antworten sollte.

„Du bist mir böse," sagte Gottfried traurig.

„Nein, gewiß nicht; ich sinne nur nach — eben wußte ich ganz genau, was ich erwidern wollte, und jetzt finde ich die Worte nicht mehr. Du hast eben Recht und Unrecht in Einem, und wenn die Welt schön ist, ist sie doch auch recht häßlich, und wenn Du manches Herrliche nicht sehen kannst,

so empfindest Du andere Schönheiten um so tiefer. Der Zauber der Sonne liegt eben so gut in ihrer belebenden Wärme, wie in dem strahlenden Glanze, zu dem wir die Augen nie erheben können, der Reiz der Rose liegt weit mehr in ihrem Duft, als in dem Blätter- und Farbenreichtum. Da blüht sie ja," wandte er sich gegen das Fenster — „atmest Du nicht Frühling und Schönheit?"

Gottfried schüttelte traurig den Kopf. „Der Zauber muß wohl im Vereine liegen, ich fühle nichts davon."

„Denke an deine Musik," fuhr Egbert fort, ohne den Einwurf zu beachten, für den er keine Antwort wußte — „an deinen Nachtigallgesang."

„Ich möchte die Nachtigall hören, ich möchte sie durch die Zweige flattern sehen, ich möchte wissen, ob sie meinen Gesang verstehen und mir antworten würde."

„Ach behüte, man kann die Nachtigall nicht sehen, sie singt des Nachts und ist ein häßlich, grau, farblos Vögelchen."

„Grau und farblos, wie mir die Welt," lächelte der Blinde. Dann griff er wieder nach der Geige. Egbert aber war nicht in der Stimmung, ihm länger zuzuhören. Er nahm sich kaum die Zeit, für das Ständchen alles Nötige zu besprechen, dann eilte er davon.

Gottfried bereitete sich unterdessen für dies, sein erstes Konzert vor. Er probierte, spielte einzelne Figuren bald so — bald so und flüsterte manchmal heiter zwischen seine Töne hinein: „Ich möchte wissen, wie das die kleine Nachtigall singt."

Er fragte auch die Großmutter gleich, als sie nach Hause kam, wie denn die Nachtigall aussähe.

„Die Nachtigall? Das ist ein kleiner, unansehnlicher Vogel, singt aber ganz hübsch."

Gottfried spielte ein paar Takte von Winzens Musik und sagte: „So singt die Nachtigall."

Frau Frank schlug die Hände überm Kopf zusammen: „Du lieber Gott, was das für verwirrte Musik ist!"

Als nun Egbert, kurz nachdem die Sankt Michaels-Glocke halb zehn geschlagen hatte, kam, um den Enkel abzuholen, meinte sie, nicht nur die Musik, der ganze Mensch sei verwirrt; aber sie ließ es doch zu, daß Egbert unter einem Arm den Freund, unterm andern das Instrument, sich davon machte.

Die Nacht war hell, und die Luft rein und frisch. Als sie nach den Promenaden kamen, schlug's dreiviertel auf Elf und Egbert rief plötzlich: „Dort kommt der Mond!"

Gleich darauf that's ihm leid und er sagte schnell: „Atme einmal recht tief! So tief Du nur kannst! Ist das nicht köstlich rein und duftig?"

„Ja," sagte Gottfried gutmütig, „es ist köstlich, aber ich bin müde; sind wir bald dort?"

„Gleich sind wir da. Hörst Du es rauschen? Das ist der Springbrunnen unter ihrem Fenster — ich kann noch einen Lichtschimmer oben sehen — jetzt wird es dunkel! Du darfst sie in den Schlaf singen, Du Glücklicher."

An der Gartenthür stand Gretchen und ließ die jungen Leute ein. Sie führten den Blinden nach einer Steinbank, des Fräuleins Fenstern gegenüber. Der Springbrunnen rauschte neben ihm, die Hyazinthen dufteten zu seinen Füßen, aber es ging ihm ein Schauer durch die Glieder, die Nacht wurde kühl.

„Nun spiele," bat Egbert, „recht aus tiefstem Herzen. Denke daran, daß Du ihr sagen sollst, wie unaussprechlich ich sie liebe."

Gottfried setzte den Bogen an und spielte Winzens Melodie. — Als er geendet, wagte keines der Lauschenden sich zu rühren, er selbst hatte keine Kraft mehr.

Endlich kam Gretchen leise herbei, Egberten am Ärmel zupfend: „Ich muß hinein und muß vorher das Gitter schließen, sonst schilt der Vater."

Da fuhr der Liebende aus seinen Träumen empor und umarmte den Freund stürmisch. „Sie hat es gehört", rief er, „und sie muß es verstanden haben."

Dann führte er ihn sorglich zurück, nach dem alten Haus, mitten in der Stadt, einen langen, mühseligen Weg.

* * *

Als Egbert am andern Morgen, nach einer unruhigen Nacht, zu seiner Geliebten kam, um an ihrem Bilde zu malen, war sie verweint und erregt, und die Mutter fragte ihn geradezu nach dem Geigenvirtuosen.

Egbert errötete, gestand aber ehrlich, daß jener sein Freund sei, der an seiner Statt den Damen gestern eine gute Nacht zugerufen habe. Einmal redselig gemacht, erzählte er weiter, wie dem Armen der Heimweg übel bekommen, und daß er eben vom Arzte käme, den er dem Widerstrebenden heimlich über den Hals geschickt.

„Sie müssen uns Nachricht bringen, was der Arzt sagt, und uns erlauben, daß wir ihm eine Freude bereiten, zum

Dank für das prächtige Ständchen," rief Frau Wertheim lebhaft.

Und das schöne Mädchen gab ihm beim Abschied zum erstenmale die Hand. „Bringen Sie uns noch heute Nachricht von ihm," bat sie.

Gottfried war krank und der Arzt kam alle Tage. Er verbot das Musizieren, machte aber dadurch den Knaben noch kränker und den alten Winz „fuchsteufelswild." „So ein Arzt ist ein Esel!" tröstete er Gottfried und spielte ihm vor, wie der Wald rauscht, wenn's Frühling ist, oder wie das Meer tönt, wenn die Wellen am Strande zerstieben. „So dumm bin ich auch nicht ihm jetzt pathetische Musik zu bringen, wo er Wiegenlieder braucht," sagte er sich.

„Ich möchte den Wald hören!" flüsterte der Kranke, „ich möchte dem Meere lauschen!" und seine Wangen brannten im Fieber. Wenn aber die Großmutter, oder der Arzt kamen, war Winz lange wieder in seiner Klause und Gottfried lag mit geschlossenen Augen im Bett.

Der junge Maler mußte Leonis Mutter alle Tage berichten, wie es dem „Genie" erging und als der Arzt bemerkte: „Nur Landluft und Landstille kann ihm helfen!" da rief die lebhafte Frau erfreut aus: „Jetzt weiß ich, was wir thuen! Wir schicken Sie beide auf unser Gut. Ja, sehen Sie mich nur verwundert an. Sie würden sich ungern von ihm trennen, ich weiß das, er würde Ihrer auch bedürfen und deshalb hab' ich bis heute gezögert, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der mir seit langem am Herzen liegt. Leoni wünscht sich das Bild von unserm lieben, alten Hause in Schwalbach.

Wir wohnten früher auf dem Gut, kommen auch noch manchmal in der guten Jahreszeit hin. Der Sommer läßt sich ja so schön an; in ein paar Tagen reisen wir nach der Schweiz." —

Egbert erschrak bis ins Innerste. Das Mädchen füllte seinen ganzen Tag aus; wie einsam mußte es werden, wenn sie die Stadt verließ, da war's ja ein Trost in ihrem „lieben, alten Haus" zu wohnen, für sie zu arbeiten, und sich einmal von ihr besuchen zu lassen, abgesehen von dem, was der Landaufenthalt für Gottfried bedeutete.

Was Frau Wertheim wollte, geschah gewöhnlich; sie hatte viel Energie und ein erhebliches Geschick im Arrangieren von Lebensplänen für andre. Die alte Großmutter und Vater Winz mußten sich halb erstaunt, halb bekümmert fügen, Gottfried wurde in einen bequemen Wagen gepackt und an einem freundlichen Frühsommermorgen aufs Land gefahren.

„Da wird er in ein paar Tagen gesund," sagte der Doktor.

Es ging indes nicht so schnell, ja anfangs hatte die Reise das Ihrige gethan, um es schlimmer zu machen, so daß Egbert verzweifelte; schließlich aber hatte der Arzt doch den Erfolg für sich und es besserte sich rasch.

Als die Johannisglocken läuteten, stand Gottfried zum ersten Male wieder geigend am Fenster. Es war ein lieblicher Abend, die Dörfler waren im Heu und alles um den Schloßgarten herum friedlich und menschenleer. Der Jüngling spielte, was ihm gerade in die Finger kam, und ohne daß er's wollte, klang immer die Nachtigallmelodie durch.

Einmal, als er innehielt, um eine verstimmte Saite

schärfer anzuziehen, klang plötzlich ein lieblicher, unartikulierter Gesang zu ihm herauf, der offenbar versuchte, die von ihm gespielte Melodie nachzusingen. Atemlos lauschte er. Sollte das die Nachtigall sein?

In den Lindenzweigen vorm Fenster rauschte's und knackte's, als Gottfried still blieb, rief eine helle Stimme herüber: „Sing' das noch einmal, ich kann's nicht merken."

Gehorsam spielte er die Melodie wieder, die Blätter rauschten näher und er fühlte einen leisen Lufthauch. „Du singst ja gar nicht," sagte plötzlich die Stimme ganz nahe, ohne daß er im Geringsten erschrack. „Was ist das für ein Ding?"

„Eine Geige," antwortete Gottfried. „Aber wer bist Du? Wie kommst Du so hoch herauf? Kannst Du fliegen? Bist Du die Nachtigall?"

Ein helles, sonniges Lachen drang dem Jüngling warm und tief ins Herz: „Ich bin Regina, und sitz' im Baum. Siehst Du mich denn nicht?"

Gottfried lehnte die Geige an das Fensterbrett und bog sich weit vor nach der Stimme hin. „Nein," sagte er „ich kann Dich nicht sehen, ich bin blind. Komm' her zu mir und gib mir die Hand, Regina."

Die Stimme lachte wieder lustig: „Ich kann nicht hinüber, die Zweige sind zu dünn am Fenster — da falle ich."

„Falle ja nicht," rief Gottfried ängstlich.

„Behüte, da schelten sie mich aus, lieber steig' ich herunter und komme zu Dir hinein."

„Ach ja, thu' das," rief er eifrig und lauschte, wie drüben die Zweige raschelten, an denen sie sich herabschwang.

„Unten bin ich, nun komm' ich gleich!“ rief Regina, und dann sprang sie davon, leise die eben gehörte Melodie summend, daß dem oben ganz warm und froh zu Mute wurde. „Vater Winz hat Recht,“ lächelte er vor sich hin, „von Ohr zu Ohr muß die Musik wandern, kein papiernes Zwischenglied darf es geben! Ich versteh' ihn recht gut: wie lieblich vertraut klang mir des Mädchens Stimme.“

„Da bin ich,“ rief das Kind, das wie ein Wirbelwind ins Zimmer geflogen kam. „Nun laß Dich anschauen. — Bist Du jung! — ich denke nur alte Leute können nicht sehen?“

Gottfried wunderte sich, daß es ihm gar nicht weh that, wenn sie von seiner Blindheit sprach und von andern konnte er nicht gut darüber reden hören. Er trat dicht vor sie hin: „Gib mir Deine Hand, Regina! bat er. Wie klein Du bist,“ fuhr er fort, als sie ihm die Haud gab, „wie klein! Ich möchte wissen, wie du aussiehst!“

„O,“ rief sie lebhaft und zog die Hand fort, „ich wachse noch, ich bin noch ein Schulmädchen; was denkst Du wohl, Du bist auch lange nicht der größte Junge im Dorf. Wer bist Du denn eigentlich,“ fragte sie, umhersehend, „wohl der Kranke, den sie hergebracht haben? Prr! der häßlichen Medizinflaschen! Wie Du mir leid thust, das schmeckt gewiß recht schlecht!“ Dabei zog sie die schmalen Schultern zusammen und schüttelte sich.

„Friert Dich?“ fragte Gottfried und bog sich nieder zu ihr, aber ehe sie hatte antworten können, rief er selbst: „Wie süß das duftet; was ist's?“

„Eine Rose, die ich im Haar habe. Willst Du sie? Magst Du die Rosen leiden?“

„Ich glaube,“ sagte er lächelnd und dachte an Egbert.

„Da, nimm sie; sie ist schön, ganz rosenrot. Ich trag sie nur um die Leute zu ärgern, sie sagen ich sähe häßlich aus, weil ich rote Haare habe, und rote Rosen dürfe ich gar nicht tragen. Es ist ihnen schon recht, daß ich's nun gerade thue, sie brauchen mich ja nicht anzusehen, wenn ich ihnen nicht gefalle. Gelt?“

„Du gefällst ihnen gewiß,“ sagte der Blinde und strich mit der Hand über die geschmähten Haare. „Bleib da,“ bat er, als sie den Kopf fortzog, „laß mich fühlen, wie hoch Dein Scheitel an mir heranreicht. Wie weich, wie lockig! Und Dein Haar sieht aus wie die Rose da? Ich möchte Dich sehen, Regina!“ seufzte er leise.

„Ich bin ganz froh, daß Du mich nicht sehen kannst; allen, die mich sehen, gefall' ich nicht, weil ich häßlich bin, nun werde ich Dir gefallen, weil Du mich nicht siehst.“

Er schüttelte ungläubig den Kopf. „Du kannst nicht häßlich sein, Du singst so lieblich.“

„So ein großer Junge,“ lachte sie auf, „und so dumm! Die Nachtigall ist auch klein und häßlich, aber singt am allerschönsten.“

„Du hast recht, das vergeß' ich immer. Ich freu' mich nun fast, daß ich Euch beide nicht sehen kann, nun denk' ich mir Euch wunderschön. — Aber die Rose,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher Regina sich im Zimmer umsah, „nicht wahr, die Rose ist herrlich?“

„Jawohl, ganz schön," meinte sie gelangweilt, „Deine Geige aber ist viel, viel schöner. Gelt, Du spielst mir eins auf? Dann hol' ich Dir zum Dank einen großen Strauß Rosen aus dem Garten."

„Gut," stimmte Gottfried bei, „gib einmal recht acht, ich will Dir ein Lied lehren, daß Du's singen kannst. Vater Winz hat es gemacht, als er jung war. Gib acht.

Die Liebe blüht im stillen Thal
Ist eine rote Rose,
Und Dornen stehn in reicher Zahl
Wohl um die makellose.
Ich ritzte mir das Herze wund
Und konnt' sie nicht gewinnen,
Ein andrer trug zur selben Stund'
Sie unversehrt von hinnen."

Gottfried geigte und sagte der Kleinen die Verse vor, bis sie Melodie und Text auswendig wußte, dann lief sie, das Liedchen singend, in den Garten, um ihm seinen Dank zu holen. Sie brachte die Schürze voll duftender Rosen herauf, fand auch nach längrem Suchen eine große alte Porzellanschale, dahinein bettete sie die Blumen, während er still, und andächtig lauschend daneben saß.

Der Abend war gekommen; es war wieder Mondschein, wie damals in Leonis Garten, Gottfried wußte es nicht, dennoch dachte er viel an Leoni und des Freundes Liebe, vielleicht weil die Hyazinthen damals ebenso stark dufteten, wie jetzt die Rosen.

„Die Liebe blüht im tiefen Thal, ist eine rote Rose," summte Regina, die letzte Blüte in die Schale legend; da hielt

sie plötzlich inne, — vom Garten tönte eine Vogelstimme herauf, süß und sehnend, jubelnd und schluchzend. Sie faßte Gottfrieds Hand und drückte sie ganz fest. „Das ist die Nachtigall!“ flüsterte sie leise. Gottfrieds Herz bebte vor Lust. Er zog das Kind auf sein Knie, es lehnte das Köpfchen an seine Brust, und so lauschten die beiden lange, lange, ohne ein Wort zu reden. Sie vergaßen alles um sich her über dem Gesang, und der tönte immer fort. Endlich rief's unten im Garten und der Vogel verstummte vor der Menschenstimme.

Im Nu war Regina auf den Füßen. „Das gilt mir; gute Nacht, Gottfried, morgen komm' ich wieder.“ Damit war sie fort, ehe der Jüngling sich recht besinnen konnte. Er hörte ihre leichten Füße über den Kies laufen und drüben eine Thür ins Schloß fallen, dann wurde es wieder ganz still im Garten und die Nachtigall fing von neuem an zu singen.

Als Egbert heimkehrte, er hatte das „liebe, alte Haus“ im Abendlicht skizzieren wollen und war schließlich, verlockt durch den Mondschein den Wald entlang gewandert, schwärmend und klagend, fand er den Freund, lauschend am offnen Fenster lehnen. Er wollte schelten, aber Gottfried drückte glücklich lächelnd seine Hand: „Sei gut Egbert! Ich habe die Nachtigall singen hören und verstehe den Duft der Rosen. Du hast recht, ich kann zufrieden sein mit meinem Lose.“

So hatte denn Egbert auch nicht gescholten, nicht einmal, als am andern Morgen beim Aufstehen Gottfried bedenklich schwankte. Er redete ihm zu, liegen zu bleiben, aber kam durchaus nicht an mit seinem Vorschlage. Der Blinde lachte

so herzlich, wie es Egbert noch nie von ihm gehört hatte und versicherte, er fühle Herkuleskräfte in sich, er müsse eilen, daß er nun endlich stark und erwachsen werde. „Sie halten mich alle für einen Knaben und Dich, der Du doch zwei Monat jünger bist als ich, nehmen sie geduldig für einen Mann, — das leidet mein Ehrgefühl nicht länger."

Egbert schüttelte den Kopf. „Ich glaube, Du bist luft=trunken Fredi! Aber es thut nichts, im Gegenteil, man muß in der Jugend manchmal einen Rausch haben und da mir scheint, daß Du Dich endlich normal zu entwickeln an=fängst, so werde ich Dir nicht weiter hineinreden."

* * *

Am Nachmittag nahm Egbert wieder sein Handwerkszeug unter den Arm, um der Abendsonne ein Stelldichein zu geben. Er hinterließ Gottfrieden die besten Vorschriften, und der ver=sprach alles mit der größten Bereitwilligkeit.

Nun der Freund den Garten verlassen hatte, lehnte er sich erwartungsvoll an das Fenster, von dem aus er sie gestern hatte kommen hören. Und sie kam. So wie sie den Garten betrat, stieß sie einen hellen, jauchzenden Ton aus und dann trällerte sie die erste Figur des Winzschen Liedes: „Die Liebe blüht im stillen Thal."

Er, oben auf seinem Lauscherposten, faßte mit zitternden Händen die Geige und setzte ein. Sie hörte ihn gleich, brach den Gesang ab, jodelte noch einmal auf und kam dann im vollen Laufe heran, bis sie vor dem Fenster anhielt, ein: „Grüß Gott" hinaufzurufen. Dann, ganz unglaublich schnell,

das Willkommlächeln lag noch auf seinen Lippen, stand sie vor ihm, er hatte die kleinen, weichen Finger zwischen seiner Hand und drückte sie ganz fest.

„Bin ich gelaufen!“ rief sie außer Atem. „Ich darf nicht wieder so lange bleiben, wie gestern, sie haben mich schön ausgescholten.“

Er lachte vergnügt: „Mich auch! Aber das kümmert uns wenig, nicht wahr Regina? Nun wollen wir recht froh sein.

„Erst wollen wir Musik machen. Ich sing' Dir das Lied von gestern, und hab ich's gut gemerkt, lehrst Du mir ein neues. Willst Du?“

„Freilich, Du sollst alle Lieder singen, die ich kenne.“

Sie sangen fleißig; dann plauderten sie. Gottfried erzählte der Kleinen viel von der Musik, die seine einzige Wissenschaft war, während sie ihm von Wald und Wiese, Vieh und Ernte vorschwatzte, immer in heller Verwunderung, daß er davon so gar nichts wußte.

Nur von sich selbst sprach sie nie und Gottfried scheute sich zu fragen, obwohl ihm die Neugier auf der Seele brannte.

Endlich verfiel er auf einen Plan, wegen dessen er sich selbst als äußerst weltklug, praktisch und erfindungsreich belobte.

Als sie ihn am dritten Tage mit dem Abendläuten verlassen hatte, rief er die Kastellanin, die er im Garten hantieren hörte, an. Diese treffliche Frau wohnte im Herrenhause jenseits des Parks; Frau Wertheim hatte ihr die Sorge für ihre Gäste übertragen und sie kam denn jetzt auch sofort, sich nach ihres Schützlings Wünschen zu erkundigen. Da Gottfried

etwas von „Lust zu Plaudern“ murmelte, setzte sie sich bereitwillig zu ihm.

Frau Barbara Leef, ungefähr vierzig Jahr alt, was sie aber niemandem verriet, war von mittlerer Größe und stattlicher Rundung, ihre Stimme klang außerordentlich bieder, und ihre ganze Erscheinung besagte: Ich bin eine höchst respektable Frau!

Eine einzige, kleine Schwäche betonte sie selbst mit Vorliebe, sie nannte sich eine Freundin guter Unterhaltung und „diskurierte“ für ihr Leben gern. So hatte Gottfried unbewußt das Richtige getroffen und konnte sich's bequem machen.

„'S ist kein Wunder, daß Sie sich nach Unterhaltung sehnen,“ hob sie an. „Sie sind zu einsam, junger Herr; Ihr Kamerad läßt sie zuviel allein, da fängt der Mensch Grillen. Wir leben freilich stille hin in unserm Dörfchen, auch mir ist's nicht an der Wiege gesungen worden, daß ich für die Bildung der Bauerburschen würde sorgen können, aber du lieber Himmel, sich in seinen Stand schicken und in seinem kleinen Kreise Großes wirken, das ist des Lebens Kunst.“

Gottfried nickte beistimmend und schwieg; er hatte eigentlich die Unterhaltung dirigieren wollen, nun aber fiel ihm durchaus kein Mittel ein, das auf das erwünschte Ziel hinsteuerte.

Die würdige Frau Barbara strich sich die Schürze glatt und zerbrach sich den Kopf darüber, was sie dem „halbwüchsigen Jungen“ erzählen könne. Sie hatte doch für den hübschen Beginn ihrer Konversation mindestens ein paar anerkennende, aufmunternde Worte erwartet, nun saß er ihr

stumm gegenüber — wahrscheinlich hatte er sie gar nicht verstanden.

Unterdes kam Gottfrieden eine Idee!

„Gibt es viel Leute im Dorf?“ fragte er.

„O ja,“ atmete Frau Barbara auf, „eine recht hübsche Menge. Da sind die Häusler und die Bauern: der Jochen Karst und der Peter Specht, die haben den größten Geldsack, vor allen die Honoratioren, der Herr Pfarrer Erich Merkel als Erster, dann unser Pachter und Schulmeister Schmirkel, lauter ordentliche Leute.“

„Und Sie, Frau Barbara,“ tastete Gottfried weiter, „mit wem verkehren Sie denn am meisten im Dorf?“

„Nun, wenn die Herrschaft nicht da ist — geh' ich an den Sonntagnachmittagen — ich kann Sie da recht gut einmal mitnehmen — zur Jungfer Lehner aufs Pfarrhaus, oder ich vergönn' einmal der Frau Pachterin die Ehre. Lieber Gott, man schickt sich eben in die Verhältnisse, an der Wiege hat mir's freilich niemand gesungen, daß ich auf dem Dorfe verkümmern soll.“

Gottfried faßte den heroischen Entschluß, Frau Barbaras tiefsinnige Anmerkung zu ignorieren und fragte weiter: „Ist denn der Pfarrer ein ältrer Mann? Hat er Kinder?“

Die würdige Kastellanin war etwas verwundert über dies eigentümliche Interesse, aber sie beantwortete die Frage gern und verbreitete sich dabei über den ihr sehr wichtigen Punkt: warum der Pfarrer bis dato unbeweibt geblieben; sie ließ durchschimmern, daß er, erst in der Mitte der

dreißig, ein Mann sei, der seine häuslichen Verhältnisse alle Tage verbessern könne.

„Denn sehen Sie," fuhr sie lebhaft fort, als Gottfried Miene machte sie zu unterbrechen, weil der kinderlose Pfarrer ihn wenig kümmerte, „sehen Sie, Jungfer Brigitte versorgt ihm die Wirtschaft recht leidlich — aber eine Hausfrau ist doch ein ander Ding. Man sieht nach dem Eignen eben besser, wenn man auch in Bausch und Bogen eine gewissenhafte Person ist. Noch dazu so alt sie ist, die Lehner, über kurz oder lang läßt sie ihn doch im Stich, zum wenigstens legt sie's dem Peter Specht gewaltig nahe, daß sie Heiratsgedanken hat. Also wenn der Pfarrer klug wäre, sähe er sich beizeiten um, er ist ja ein vermöglicher, stattlicher Herr. Die Göre freilich, die Regina, die häßliche, boshafte Kröte, die Possen treibt wo sie kann, und ehrbare Leute foppt, als wäre sie dazu in die Welt gesetzt, die müßte aus dem Haus. Das ist denn nun hier der Haken, an dem jedes Ding in der Welt hängt; keine Frau würde sie dulden und da unser Pfarrer glaubt, sie sei eine Pönitenz, die ihm, Gott weiß um welcher Sünde willen, auferlegt worden, und die er folglich als guter Christ tragen müsse, so wird er wohl suchen können, ehe er eine Frau bekommt und mag Jungfer Brigitte warm halten."

Gottfried war ganz rot geworden vor Vergnügen, als sie nun doch von Regina sprach, es klang ihm wie Musik nur ihren Namen zu hören und er war plötzlich überzeugt, daß Frau Barbara das Mädchen nur schalt, weil sie selbst in den Pfarrer verliebt und daher eifersüchtig sei. Die Liebe machte

ihn mit einem Male weltklug, er fühlte sich Frau Barbara überlegen und fragte weiter.

„Wer Regina ist? Ein Schwesterkind des Pfarrers, seine einzige Anverwandte, ein loses, nichtsnutziges Geschöpf, das der Merkel aus Christentum und Nächstenliebe zu sich genommen. Na, Unruhe genug hat er zum Dank, aber er hat's nicht anders gewollt, so viel ihm vernünftige Leute dazumal abgeraten haben und hernach ihm vorschlugen, den Wirrbund auf eine Schule zu schicken. 'S ist eben wie überall, wenn gelehrte Leute klug sein wollen, da kommt eine Dummheit zu stande, die uns Ungelehrten im Leben nicht passiert wäre. Gelehrt aber ist Pastor Merkel, so gelehrt, daß sie im Konsistorium gemeint haben, er tauge nicht zum Pfarrer, und froh sein mußte, wie unsre Frau ihn hier in Schwalbach anstellte."

Gottfried war abwechselnd blaß und rot geworden. Es that ihm doch weh, Regina so schmähen zu hören, zumal er nicht wagte sie zu verteidigen, aus Furcht, Frau Barbara könne gleich ins Pfarrhaus laufen und da klagen, bis man dem Mädchen das Wiederkommen verböte.

Was schadete das Schelten im Grunde — er glaubte kein Wort und sonst hörte niemand zu. Ja, war die Quelle auch trüb, es war doch die einzige, die ihm floß und in der Wüste lernt man selbst sumpfiges Wasser schätzen. Das Ende von Gottfrieds grollendem Nachdenken war, daß er, etwas zaghaft, aber sehr begierig nach Reginas Alter, Aussehen und Eltern fragte.

Frau Barbara fand es nur natürlich, daß ihre Erzählungen Interesse erweckten.

„Die Eltern hab' ich nicht gekannt," fuhr sie fort, „die Mutter war ein paar Jahr älter als der Pastor und sollen sie recht zärtliche Geschwister gewesen sein. Wie sie aber den Sänger Braun geheiratet hat, war's aus mit der Geschwisterliebe und er hat sie nicht wiedergesehen bis sie auf dem Sterbebette lag. Von da hat er das Ding, die Regina mitgebracht. Kürzlich ist sie zwölf Jahr alt geworden und soll nun endlich, Gott Lob und Dank am nächsten Osterfest eingesegnet werden. Lieber Himmel hat das Mühe gekostet — nun kann sie doch wenigstens unter die Leute gehen und ist nicht mehr dem ganzen Dorfe eine Last. Wie sie nur aussieht! Wie eine rechte Vogelscheuche! Rote Haare hat sie, gleich den Gezeichneten Gottes, eine unausstehliche, kleine, kecke Nase und schmale Backen zum Erschrecken, dazu sind die Lippen blutrot, wie bei einem Vampir. — Ich glaube nicht etwa an solchen Unsinn, junger Herr, das verlernt sich in der Stadt, man sagt nur so. Und auffällig ist's immer, zumal wenn darüber ein paar Augen sitzen, die so scheu und wild umherfahren, just wie bei einer Katze, oder die ehrbarsten Leute auslachen um nichts und wieder nichts. Ueberhaupt ist es des dummen Dings allerdümmste Angewohnheit über alles zu lachen."

„Aber Lachen ist doch etwas Liebes, Frohes, und frohe Menschen, habe ich gehört, wären nie böse," wagte Gottfried einzuwerfen.

„Davon habe ich nichts gehört," gab jene hochfahrend zurück. „Ich weiß nur, daß sich allen ehrbaren Leuten bei Mamsell Reginens Lachen das Herz im Leibe umwendet und daß man es nie und nirgends für schön und lieblich aus-

gibt, wenn junge, dumme Gänse, kluge, verständige Leute auslachen."

Gottfried fühlte zum erstenmal in seinem Leben etwas wie Haß und hätte beinahe alle beabsichtigte Klugheit vergessen, da kam gerade zur rechten Zeit Egbert von seiner Wanderung zurück und begrüßte die beiden, froh den Freund in Gesellschaft und guter Obhut zu finden, denn er hatte wieder einmal seine Liebessehnsucht stundenlang im Wald umhergetragen. Jetzt riß er sofort die Unterhaltung an sich und leitete sie in ein unverfängliches Fahrwasser. —

Am folgenden Sonntagnachmittag kam die sprachselige Kastellanin, um die jungen Leute versprochnermaßen im Pfarrhause einzuführen.

Egbert fand in dem Pastor Merkel einen ruhigen, klugen Mann, mit dem sich über alles reden ließ und bald saß er behaglich plaudernd, seine Artigkeiten zwischen Frau Barbara und Jungfer Brigitten, einer hagern, wohl konservierten Vierzigerin teilend, in der Hollunderlaube, eine Tasse Kaffee um die andre trinkend. So wohl's ihm gefiel, so elend war's Gottfried zu Mute. Er fühlte weder die milde Luft, noch atmete er den Duft der Rosen und Levkojen ein, der den Garten durchzog. Die Kaffeetasse klirrte beängstigend in seiner Hand und der Pfarrer sah öfter mitleidig nach dem armen, befangenen Blinden hinüber. Der aber hatte nur den einen Gedanken: Wenn jetzt Regina kam, ihn als alten Bekannten begrüßend, was mußte Frau Barbara denken! und da hörte er wirklich ihren leichten, hüpfenden Schritt den Gartenweg

entlang kommen! Er machte sich auf etwas Furchtbares gefaßt, aber es geschah nichts derart.

Regina erschien in der Laubenthür und die Gesellschaft mit einem spöttischen Blick musternd, drehte sie sich auf dem Absatz herum, um weiter zu gehen. Der Pfarrer errötete ein wenig.

„Halt, Mädel!“ rief er. „Siehst Du nicht, daß wir Gäste haben? Komm herein und begrüße sie.“

Regina kam gehorsam zurück, aber ihre Lippen waren emporgezogen und ihre Augen lachten, in der, von Frau Barbara, so arg getadelten Weise.

„Schön guten Tag mitsammen!“ grüßte sie und machte einen zierlichen Knix, ohne die Schwelle der Laube zu überschreiten. Dann ließ sie ihre Augen so obenhin von einem zum andern spazieren. „Der Besuch gilt doch nicht mir;“ resumierte sie, machte einen zweiten Knix und wanderte draußen im Garten auf und ab, wobei sie vor sich hinsummte: „Die Liebe blüht im stillen Thal.“

Egbert hatte sie aufmerksam betrachtet, während sie in der Laubenthür stand und einzelne Sonnenstrahlen durch die Blätter schlüpften, auf ihrem roten Haar tanzend, gerade als wollten sie prüfen, wer denn eigentlich schöner, goldiger, glänzender sei. Wie nun das Mädchen außer Hörweite war, wandte er sich lebhaft an den Pfarrer.

„Sie müssen mir erlauben, daß ich die Kleine male. Ich habe eine Waldlandschaft unter den Händen, da hinein brauche ich einen Kobold, der harmlose Wandrer lockt und neckt; nirgends finde ich einen bessern! Das ist ja das personifizierte

Irrlicht! — Sie müssen sich geben," fuhr er fort, als der Pfarrer zweifelnd den Kopf hin und her wiegte, „fragen Sie unsre liebenswürdige Wirtin, ob ich nicht der beste Mensch von der Welt bin, oder auch meinen Freund hier. Sogar das treffliche Fräulein, dessen Gastfreundschaft wir genießen, hat sich meiner Kunst anvertraut!"

Frau Barbara hatte anfangs die Nase etwas gerümpft, als aber die „liebenswürdige Wirtin" als Ratgeberin aufgerufen wurde, beteiligte sie sich im wohlwollendsten Tone an Egberts Bitten.

Der Pfarrer sah in den Garten hinaus nach der Besprochnen, die eine Hand voll Rosen gepflückt hatte und nun sich der Laube wieder näherte. Sein ruhiges, graues Auge bekam einen tiefen, warmen Glanz, aber er sagte höflich und kühl zu Egbert: „Wenn Regina Lust hat, habe ich nichts dagegen; fragen Sie sie selbst."

Indem kam Regina in die Laube und ging ohne der andern zu achten auf Gottfried zu, ihm die Rosen gebend. „Da, Du sollst auch Deine Freude haben!" und dabei lachten die sprühenden Augen wohl wieder, aber mit einem ganz andern, als dem gerügten Ausdruck. „Riechen sie nicht wunderschön?" fragte die Kleine.

Gottfried lächelte auch; er haschte nach ihrer Hand und drückte sie ganz erschrecklich zusammen. „Ich danke Dir, Regina, Du bist ein liebes, gutes Mädchen," flüsterte er, aber laut genug, um es Frau Barbara hören zu lassen. Der Pfarrer sah freudig erstaunt auf. „Ja," sagte er, „sie ist ein gutes, kleines Mädchen. Jetzt aber, Regina, gib auch

Herrn Eisung die Hand und höre ihn an, er will Dich um etwas bitten."

Regina wandte Egberten das Gesicht zu, blieb aber dicht vor dem Blinden stehen und kreuzte die Arme über dem Rücken. „Was soll's?" fragte sie, mit der Herablassung einer Königin. Frau Barbara fand, daß sie wieder einmal Ohrfeigen verdiene.

Egbert nahm die Vernachlässigung der Kleinen ziemlich kaltblütig, zumal sie ihm auf seine Frage, ob er sie malen dürfe, kurz und bündig mit: „Meinetwegen!" geantwortet hatte. Dann setzte sie sich in die Ecke der Laube, dicht neben Gottfried und hörte, die Arme um die Kniee geschlagen, stumm und aufmerksam dem Geplauder der Gäste zu.

Frau Barbara, der die hellen, klugen Kinderaugen sehr im Wege waren, forderte Regina von Zeit zu Zeit auf, sich doch auch eine Arbeit zu holen, anstatt den schönen Nachmittag so müßig totzuschlagen. Die ersten Male kniff Regina die Augen ein klein wenig zusammen, als sei ihr eine Fliege unter den Lidern vorübergesummt, blieb aber ohne sich zu rühren oder zu antworten sitzen, beim dritten Male stand sie auf und ging, ohne wiederzukommen.

So mußte Egbert beim Fortgehen alles Nötige wegen des Malens mit dem Pfarrer besprechen. Man war gegenseitig zufrieden mit einander und der Maler kehrte lebhaft angeregt, voll neuer Entwürfe nach dem Parkhäuschen zurück. Trotz aller Pläne aber schlief er schneller und ruhiger ein, denn seit Wochen und Gottfried stand noch geigend am Fenster, als jener bereits seinen dritten Traum träumte, in dem ihm

die Kleine die roten Haare von den niederen Zweigen eines Eichbaums herab ins Gesicht schleuderte.

* * *

Regina kam regelmäßig um die Mittagsstunde zum Malen. Sie stellte sich gelassen und ernsthaft hin, wie's Egbert ihr am ersten Tage beschrieben hatte, sprach kein Wort und rührte sich nicht. Wenn er durch Scherzreden und Neckereien sie lebendig machen wollte, sagte sie ganz trocken: „Malen Sie doch!"

Der arme Egbert war in Verzweiflung — die Regina da vor ihm, war so weit vom Kobold entfernt, daß er manchmal Angstschweiß schwitzte, wenn er den lockend wilden Ausdruck aus der Erinnerung in ihre Züge bringen wollte und Gedächtnis und Kunst ihm versagten.

Endlich kam Gottfried auf die Idee seine Geige zu holen. Damit war allen geholfen, Regina langweilte sich nicht mehr, sofort spiegelten sich in ihrem beweglichen Gesicht tausend Empfindungen und Egbert hatte den gewünschten Kobold.

Wenn der Maler nach den Sitzungen auszog, die bestellten Landschaften zu skizzieren, sangen die Zurückbleibenden zusammen und Regina lernte so rasch, daß Gottfrieds Liederschatz bald erschöpft war. Da suchte und fand er zu all den Reimen, die er jemals gehört, Melodien und eine selige, nie geahnte Empfindung durchströmte ihn, als Regina zum ersten Mal seine Weisen sang; so lieblich hatte ihm noch nie eine Menschenstimme geklungen.

Auf diese Art gingen Leonis Sommergästen sechs Wochen

im Fluge vorüber; Gottfried fühlte sich gesund und glücklich wie noch nie im Leben und Egberts Briefe, die das berichteten, waren der einzige Trost für den vereinsamten Stadtmusikus und die Freude der Großmutter.

Als gegen Ende der sechsten Woche wieder eine Nachricht eintraf, die kein Wort von Heimkehr enthielt, brummte Winz etwas von Herzlosigkeit vor sich hin, steckte Geld in die Tasche, nahm den Geigenkasten unter den Arm und begab sich auf die Reise zu seinem Liebling. Eines Sonnabend Abend kam er im Parkhaus an und wurde mit Jubel- und Freudenrufen empfangen, so innig, so herzlich, daß er sich ordentlich Vorwürfe machte über sein heimliches Grollen.

Das kleine, rothaarige Ding, das am Fenster stand und während des zärtlichen Willkomms verlegen an der Schürze gezupft, hatte er anfangs gar nicht gesehen. Jetzt aber führte ihn Gottfried, den er gewaltig verändert fand, hin zu der Kleinen.

„Sieh, Regina, das ist Vater Winz, dessen Lieder Du singst! und nun, Du Lieber, setz' Dich in die Sofaecke und gib acht!"

Die Beiden sangen wohl eine Stunde lang und Winz hörte geduldig und staunend zu. Er hätte sie fort und fort musizieren lassen, aber das Abendläuten unterbrach sie. Regina gab dem Alten die Hand und sagte seufzend: „Gute Nacht." Dabei strich ihr Winz freundlich über die Stirn: „Du bist ein goldiges, kleines Mädchen, Gold auf dem Köpfchen und Gold in der Kehle," sagte er.

Als sie gegangen war, faßte er den Knaben unter den

Arm und ging mit ihm auf und nieder, wie er's liebte, wenn er ihm Lehre und Rat geben wollte. Sie sprachen die Lieder durch, er sagte dem jungen Komponisten was gut und schlimm daran gewesen und mitten im Sprechen holte er die Geige hervor und gab ihm das Exempel zu seiner Theorie.

Die beiden hätten sich noch lange nicht auf die Wirklichkeit besonnen, wäre nicht Egbert gekommen und bei dessen Ausruf: „Ach, bin ich hungrig!" Gottfrieden mit Schrecken eingefallen, daß Winz noch keinen Bissen zu essen und keinen Schluck zu trinken bekommen hatte.

Egbert holte Frau Barbara zu Hilfe, die Herrn Stadtmusikus Winz bereitwillig mit Essen, Trinken und einem Nachtlager versah, einmal übers andre sich freute, daß noch so ein gebildeter Mann die Einöde des Dorfes zu beleben komme und welch prächtiger Zufall dieser Besuch sei, da eben für morgen der Herr Pfarrer einen Freund erwarte, der so viel sie wisse auch Musiker sei; sie verspreche sich also einen erschrecklich genußreichen Sonntag.

Winz, der Barbar, empfand großes Mißbehagen über die Aussicht mit einem Musiker verkehren zu müssen, denn er war auf seine Kunstgenossen im allgemeinen nicht zum besten zu sprechen. Indessen mochte es für diesmal noch angehen, da ihm die Wiedersehensfreude alles rosig beleuchtete. Auch gönnte man den beiden einen ungestörten Vormittag. Egbert hatte einen alten Forstgehilfen unter dem Pinsel und Frau Barbara ging zur Kirche, „allwo sie sich an ihres geistlichen Freundes Zuspruch, Trost und Belehrung gar mächtig zu erbauen pflegte."

Am Nachmittag holte sie im schönsten Staat, eine Rose im Gürtel, die drei zur gewohnten Stunde ab und führte sie nach der Pfarrei, wo Jungfer Brigitte einen „extra guten" Kaffee gekocht hatte. Regina war nicht da, obwohl es Gottfried gehofft. Seit die jungen Leute regelmäßig des Sonntags Onkel Erich besuchten, hatte sie stets um die Nachmittagsstunden einen wichtigen Besuch zu machen, weil es sie verdroß unbeachtet dazusitzen, während sich im Parkhäuschen beide nur mit ihr beschäftigten. Wohl hatte heute der alte Winz, dessen Lieder sie so gern sang, mächtig gelockt, aber des Onkels Gast war desto unbequemer, sie lief davon, und soviel auch Gottfried horchte, der leichte Kinderschritt kam nicht den Garten entlang.

Der Kaffee aber war gut und die Unterhaltung auch. Man plauderte ein paar Stunden ohne der Musik Erwähnung zu thun. Winz hatte glücklich vergessen, daß er einem Kollegen gegenübersaß und wurde warm. Recht zur Unzeit erinnerte sich demnach Frau Barbara, daß da vor ihr drei Musiker saßen und daß sie von diesem Ereignis zum mindesten ein kleines Konzert profitieren wolle.

Sie bestürmte also des Pastors Freund, den Kapellmeister Pirotti, dessen Name und Titel ihr mächtig imponierten, um einen Vortrag. Der aber ließ sich, zu Winzens großer Freude, durchaus nicht erbitten. — Er spiele zwar so ziemlich jedes Instrument ein wenig, infolgedessen aber keines vollkommen und beschäftige sich jetzt nur noch damit, der Welt die Bekanntschaft neuer Talente, die zu entdecken er viel Glück und einen durch große Übung sichren Blick habe, zu vermitteln. Auch

sei ihm gerade die Unterhaltung recht lieb gewesen; eine gute Unterhaltung, wie man sie selten fände, dürfe man nicht durch schlechte Musik, die man — leider — jederzeit haben könne, verderben. Kurz: Frau Barbara mochte die Worte drehen und wenden, wie sie wollte, er hatte stets eine ablehnende Entgegnung.

Nun aber wandte sich die Unerbittliche an den Stadtmusikus und ihre Überredungsgründe waren unglücklicherweise geeignet den Fremden neugierig zu machen. Er vereinigte sich also mit Frau Barbara und als jener sah, daß vorderhand doch keine vernünftige Unterhaltung aufkommen könne, sagte er trocken: „So mag der Junge spielen, dem macht es noch Freude, wenn ihn jemand lobt."

Pirotti war unangenehm berührt durch Winzens Sicherheit, dem Knaben aber war die Aufforderung Befehl. Er schickte die herbeigerufene Pfarrmagd nach den beiden Geigen, denn er wußte, daß Vater Winz, wenn er ihm nur zu Danke phantasierte, das Mitspielen nicht würde lassen können.

Man schwieg unheimlich erwartungsvoll, bis die Magd zurückkam. Während jetzt Gottfried das Instrument stimmte, stand der Kapellmeister auf und blieb, leise seufzend, im Freien stehen.

Es war ein schöner, stiller Sonntag, das Licht zitterte in der Luft und der Duft der Blumen blieb über den Beeten hängen, so still war's. Im Grasgarten lag Heu in Haufen, der scharfe Geruch durchdrang allein die Luft und das Zirpen der Grillen war das einzige Geräusch, das Gottfrieds Spiel zu stören wagte.

Der vergaß auch ganz, daß er für eine Sonntagnachmittagsgesellschaft spielte, vergaß selbst Vater Winz, spielte nur für sich allein, spielte sein Herz, spielte Reginas Lachen. Die Saiten sangen und klangen, ihm war als höre er des Mädchens Stimme neben seiner Melodie hintönen und er endete mit der trauten, ihm jetzt so teuren Weise: Die Liebe blüht im stillen Thal. Dann setzte er den Bogen ab, atmete tief und strich sich das Haar aus der feuchten Stirn.

Der Fremde blickte in tiefes Sinnen versunken vor sich hin, Egbert dachte an seine Liebe, Winz hatte die Hände gefaltet, und dem Pfarrer glänzte eine Thräne im Auge; er hatte, ohne zu wissen warum, an Regina denken müssen, an die arme, verwilderte, mutterlose, die ihm so fest ans Herz gewachsen war. Jungfer Brigitte sperrte recht eigentlich Mund und Nase auf, ihr war es, sie wußte nicht wie, es grub und nagte an ihrem Herzen, sie wollte gern reden, um sich von der fatalen Empfindung zu befreien, aber sie konnte nicht, kurz, ihr war, nun wo die Töne verhallt waren, die ihr eine Zeitlang die sonnigsten, lieblichsten Träume vorgegaukelt hatten, recht unbehaglich zu Mute.

Am schnellsten wußte sich Frau Barbara zu fassen. Sie war eine gebildete Person, der niemand zu sagen brauchte, was sich schickt, und die der ebenerwähnten Landpomeranze sowohl, als auch den rohen Männern gegenüber, im entschiedensten Übergewicht war. Sie setzte sich daher in Positur und sich dem Blinden zuwendend begann sie folgendermaßen zu reden: „Mein teurer, junger Freund, das Herz ist mir zwar noch unendlich affiziert von der zarten Gewalt Ihrer

Harmonien" — hier erhob sich Winz mit einigem Geräusch und suchte um den Tisch herum ins Freie zu kommen.

Unbeirrt aber fuhr Frau Barbara fort zu sprechen: „Die Zunge stockt mir, wenn ich an die Grazie und Gewandtheit Ihrer Saiten denke" — Winz stöhnte tief und erbarmungswürdig auf, denn Jungfer Brigittens Kuchentischchen versperrte ihm den Ausweg.

„Nichtsdestoweniger," säuselte Frau Barbara, „weiß ich was sich schickt und daß es die Pflicht edler Frauen ist, dem Künstler zu danken, wenn die gefühllose Welt zu seinen heiligsten Eruptionen schweigt" —

Hier entdeckte Winz plötzlich seinen Geigenkasten, den die Magd verstohlen an den Kuchentisch gelehnt hatte. Er ergriff ihn hastig, wie der Ertrinkende das Ruder faßt, das ihn ans rettende Ufer ziehen soll, riß das Instrument heraus und geigte eine ungarische Tanzweise in Frau Barbaras gebildete Rede hinein, während er dem Knaben zuflüsterte: „Sowie Du bei Kräften bist, Fredi, spiele mit."

Über des Kapellmeisters Gesicht flog ein freudiges Lächeln, er nickte der verdutzten Kastellanin vergnügt zu, setzte sich behaglich in die Laubenthür, schlug die Arme unter und lauschte der Zigeunerweise.

Nicht lange, so setzte auch der Blinde den Bogen wieder an und nun hielten die beiden Geigen eine wunderliche Zwiesprache. Die zweite klagte mit langen, wehmütigen Tönen in den hastigen Tanzrhythmus der ersten hinein — diese lockte — jene lockte — die sprach von aller Freude und Wonne der Erde, jene klagte alles Weh der Menschenbrust. Es war ein

Wettkampf zwischen Lust und Schmerz. Eine Zeitlang gingen die beiden Melodien eigensinnig nebeneinander hin, dann schien jede ihrer Widersacherin entgegen zu kommen und plötzlich einten sie sich zu einem herrlichen Triumphgesang, ernst und heiter, lebensfreudig, aber doch warm und schmerzkundig.

Diesmal war denn auch Pirotti schnell da mit seinem Lobe, aus Furcht, Frau Barbara könne ihm abermals die Stimmung verderben und des Jünglings Hand festhaltend, fragte er den Alten fast atemlos nach dem wer und was, dem wohin und woher des jungen Künstlers.

Winz verstand das Antworten und so erfuhr jener in wenigen Minuten, wo und wie Gottfried lebe, daß er krank gewesen, wodurch er's gewesen, daß er nun kräftiger scheine denn jemals und daß die Geige sein alles sei.

„Ich glaub's!" rief Pirotti, „habe ich's doch herausklingen hören aus den Tönen. — Und nun, mein junger Künstler," wandte er sich an den erregten, glühenden Knaben, „hören Sie aufmerksam auf das, was ich Ihnen sage. Sie stehen an einem Markstein Ihres Lebens und die Entscheidung über die Zukunft liegt in Ihrer Hand. — Nicht wahr, Musik hören und denken von früh bis spät — weiter verlangen Sie nichts? Zumal Ihnen die bunte, wirre Welt verschleiert ist mit ihren Tollheiten und Narreteiungen, die der Musik von allen Künsten am übelsten bekommen, und ihr doch klettenhaft anhängen. Kommen Sie mit mir, Sie sollen alles Schöne hören, was auf Erden singt und klingt, sollen alles lernen was Ihre Kunst verlangt und bald werden Sie sie völlig beherrschen. Wollen Sie mir folgen?"

Gottfried war verwirrt und wußte nicht wie er den Fremden verstehen sollte, ein kreisrunder, roter Fleck brannte auf seinen lichten Wangen, seine Brust hob sich schneller und er schwieg befangen.

Da wandte sich Pirotti lebhaft an den Alten: „Helfen Sie mir, Herr Winz! sagen Sie Ihrem Pflegling, daß diese Wanderung in die Welt ihm eine Zukunft voller Ehre, Glück und Reichtum für sich und die Seinen geben wird. Ich gehe eben für ein halbes Jahr nach Paris, da soll er mich begleiten. Sie aber, mein lieber Herr Stadtmusikus, Sie lassen wir nicht zurück und wenn Sie dort einmal mit dem Knaben solch ein Duetto geigen, wie eben jetzt, dann liegt Ihnen ganz Paris zu Füßen."

Gottfried faßte Winzens Hand und drückte sie leise: „Du wirst Dir ein neues Klavier kaufen können und Großmutter wird nicht mehr so hart arbeiten müssen."

Winz machte ein schnurrig Gesicht, Stolz und Ärger, Freude und Besorgniß stritten sich um das Direktorium in seinen Zügen.

„Sie wollen, daß ich dem Knaben überrede? Das wird Ihnen allein besser gelingen; ich mag ihm nicht zum mitgehen raten, so wenig ich ihn zum dableiben verführen möchte. Jeder muß sich selbst Glück oder Leid verdanken und ich —. Ich kam vor zwanzig Jahren von solcher Wanderung heim, zerfallen mit der Welt, mit mir selbst, sogar mit meiner Kunst. Kann sein, der Junge ist aus andrem Holze geschnitzt wie ich, kann sein, die Welt ist hellsichtiger geworden seitdem und feinfühliger für Künstlerträume; möglich auch, daß Sie ein

Mose sind, der Quellen aus dem Felsen schlägt — deshalb mag ich dem Knaben nicht in sein Schicksal hineinreden. Vielleicht ist er zu gut zum verbummeln und wenn ich auch meine, ein Künstler bleibt derselbe, ob er gleich in die taube Luft hinaus musiziert, so ist das doch nicht jedermanns Sache. Mich jedoch lassen Sie fein aus dem Rechenexempel, und glauben Sie ja nicht, daß ich mich zum Solisten im Konzert qualifiziere, weil ich Ihnen einen Szardas bei Sonnenschein und Heuduft zu Dank gespielt habe. — Bin ja auch gar nicht frei," setzte er mit leisem Pfiff hinzu, als der Fremde trotz allem lebhaft und ungläubig mit dem Kopfe schüttelte. „Bin zweiter Geiger am hochlöblich kroning'schen Stadtorchester, allwo ich ein Gehalt von monatlich sechs Gulden beziehe."

„Eben deshalb," sagte Gottfried und drückte ihm anhaltend und krampfhaft die Hand, während Pirotti weiter sprach, seine Gründe bestreitend und lockende Zukunftsbilder entrollend.

„Bringen Sie mir die Eitelkeiten der Welt nicht wieder, ich bin ein Abgestorbener. Ich spiele in keinem Konzert mehr. — Einen Beruf aber muß der Mensch haben, arbeiten muß er, um gesund zu bleiben. Ob ich nun Steine klopfe, oder in unserm Stadtorchester handlangere, bleibt sich gleich, ich erfülle den alten, tyrannischen Bibelspruch: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brot essen." Sie wundern sich vielleicht, daß ich doch nicht lieber Steine klopfe, anstatt den freien Künstler zur Maschine zu erniedrigen. Einem andern würde ich sagen: was kümmert's Dich, aber Sie wollen sich meines Buben annehmen, deshalb sind Sie mir einer Antwort wert. Sehen Sie, ich habe in meinem Orchester jeden Tag

Gelegenheit, mich gründlich zu ärgern, ohne daß mir's gerade ans Herz geht, das ist ausnehmend gesund, zweitens — das mag weniger gesund sein, ist aber desto angenehmer — habe ich bei allen Dummheiten und Mittelmäßigkeiten, die da unterlaufen, das behagliche Gefühl, meinen werten Kollegen gewaltig überlegen zu sein. Schwerlich würde mir's bei den Steinklopfern so wohl. Zum dritten und letzten läßt mir dieser Beruf Zeit genug, mich meiner hohen, himmlischen Göttin zu weihen und erhält mir das Technische geläufig. Was nun im Gegenteil das von Ihnen vorgeschlagene Konzertieren betrifft — Hm! — ich habe schon Konzerte gegeben, aber da war ein verdammtes Lobgeschrei, wenn ich stümperte und kam mir der Gott in die Saiten, machten sie dumme Gesichter und verstanden mich nicht. Trotzdem brachte ich's zu einem leidlichen Ruhme, man stempelte mich in etwa drei Musikzeitungen zum Paganini, um mich in drei andern als Pfuscher herunterzureißen: wie es die Clique gerade verlangte. Man lud mich sogar schon zu den Soireen der haute finance, das angehende Wundertier bestaunen zu lassen. Es mag so an die vierzig Jahre her sein, aber mich schaudert noch heute, wenn ich dran denke. Ich kann's nicht vertragen, wenn Leute urteilen, die nichts verstehen, und da so jammervoll wenige etwas verstehen und so entsetzlich viel geurteilt wird — lassen wir das; ich habe Ihnen lange genug vorlamentiert. Sie sollten nur sehen, daß mit mir nichts anzufangen ist; geben Sie mich auf, wie ich mich selbst aufgegeben habe."

Frau Barbara schnappte förmlich nach Luft; es verursachte ihr immer Atembeschwerden, wenn andre lebhaft und

anhaltend sprachen; Pirotti stand betreten und bedauernd da, Gottfrieden aber war die ganze warme, weiche Freude, die ihn belebend durchströmt hatte, wieder auf und davon geflogen. Jedes Wort des Alten traf ihn wie ein kalter Lufthauch, er zog die Hand weg von Winzens Arm, senkte den Kopf und sagte dann leise: „Du bist mein Auge, mein Ohr, mein Verstand. Ich kann nichts lernen ohne Dich.“

„Sie hören,“ bat Pirotti, dem viel daran lag beide zu gewinnen.

„Das trifft nicht mehr zu. Vor sechs Wochen hab' ich's auch noch gedacht, unterdessen ist der Bub' mündig geworden.“

Der Kapellmeister gab den Alten auf, wandte aber nun seine ganze Beredsamkeit an, den Jüngling zu gewinnen. Er malte ihm in glänzenden Farben, wie er die Großmutter unterstützen könne, wenn er das Geld in Menge verdienen werde, lockte mit der Versichrung, daß die Kunst immer schöner und herrlicher werde, je besser, je würdiger man ihr diene, sagte ihm, daß er Vieles und Köstliches schaffen könne bei seiner reichen, glühenden Phantasie und daß er am Ende gar keine Wahl habe, sein Talent werde ihn zwingen.

Das tönte mächtig nach in dem Knaben; ein Sturm ging durch seine stille Seele, ihm bangte vor der Fahrt in die Welt, und doch sehnte er sich danach. Verstohlen faßte er Winzens Rock und zog und zupfte leise daran.

Der nahm's für eine Aufforderung, seine Meinung zu sagen und redete ihm nun seinerseits sehr heftig zu, dem Glücke nicht zu widerstreben; je saurer's ihm wurde, desto eindringlicher sprach er.

Auch der Pastor versicherte, lebhaft angeregt, seine Freude darüber, daß solch einflußreiche Bekanntschaft in seinem Hause sich angeknüpft. Frau Barbara sagte schnell in gewählten, aufdringlichen Worten dasselbe, Egbert schwieg ebensowenig, so daß Gottfried, der sich von allen bestürmt und zugleich von allen verlassen fühlte, in Thränen ausbrach, sich Winzen heftig an die Brust werfend. Nun fuhr die ganze Nachmittagsrunde erschrocken mit Fragen und Bedauern auf den Blinden ein, der Alte aber hob ihn wie ein Kind auf, trug ihn aus der Laube, und fragte mütterlich zärtlich, ob der Gedanke nach Paris zu gehen, denn so erschrecklich sei.

Gottfried schüttelte eifrig den Kopf und rief heftig und stoßweise: — „Nein — ich gehe gern hin — aber ich kann nicht ohne Dich — Du weißt es — Du hältst's auch gar nicht ab, wenn ich fort bin — hast Du mich lieb, dann kümmert Dich all der vergangne Ärger nicht und Du kommst mit."

Dann brach er wieder in Thränen aus. — Winz machte ein Gesicht, von dem man nicht wußte, ob da eben ein Gewitter losbrechen, oder die Sonne siegend die Wolken zerteilen wolle. Nach ein paar Minuten, während welchen sich Gottfried an ihn festklammerte, als könne ihn der nächste Moment hinwegreißen, polterte er plötzlich los: „Ins drei Teufelsnamen, jetzt laß das Greinen sein; ich komme mit, wohin Du mich haben willst und wär's in einen Tanzsaal. Aber das sag' ich Dir, schlimmer bist Du wie ein Frauenzimmer und ich hätte getrost heiraten können, so unter den Pantoffel hätte mich keine gebracht."

Frau Barbara entsetzte sich etwas über die „naturwüchsige Kraft," der Winzschen Bemerkung, Gottfried aber jubelte laut

auf und küßte seinen Alten, dem schließlich so auch wohler war als vorher.

Nun ergaben sich beide auf Gnade und Ungnade den Pirottischen Plänen, die sie wie ein Wirbelwind erfaßten. Ehe sie zum rechten Bewußtsein des Geschehenen kamen, waren des Blinden Habseligkeiten gepackt und wie im Traume ging es an ihnen vorüber, daß sie noch heute mit dem Kapellmeister nach Kroning fahren würden, um da alles in Ordnung zu bringen.

Schnell kam die Zeit zum Scheiden und Gottfried hatte in allem Taumel nur einen Gedanken, den an Regina. — Von Stunde zu Stunde hatte er auf ihre Rückkehr gehofft, um ihr lebewohl zu sagen, jetzt wollte er's den Zurückbleibenden auftragen, aber er brachte es nicht über die Lippen, er errötete, wenn er nur an sie dachte, wie konnte er von ihr reden.

Bis die Pferde anzogen lauschte er auf ihren leichten, lieben Schritt, während sie behaglich, nichts ahnend auf dem Vorwerk in einem breitästigen Reineclaudenbaum saß, die unten spielenden Kinder mit Kernen werfend.

So fuhr er davon, bangen, sehnsüchtigen Herzens und summte in das Rollen der Räder:

„Der Wind geht längs der Straße hin
Und flüstert in den Linden,
Mir liegt es schwer und dumpf im Sinn
Ob wir uns wiederfinden.

Der Wagen rollt, der Hufschlag klirrt,
Die Rosse schnaufen und traben —
Ein armes Herz, das ruhlos irrt
Das lasse sich begraben."

* * *

Als Regina spät abends heimkam, huschte sie in ihre Kammer und sang noch ein Liedchen zur guten Nacht nach dem Parkhaus hinüber. Egbert hörte's und dachte: „die Kleine weiß nichts andres als den Gottfried, fast könnte mich's kränken."

Am andern Morgen kam das Kind zur gewohnten Stunde ins Atelier. Egbert wartete ihrer schon, denn mit einem Male brannte ihm die Arbeit auf der Seele, er hatte plötzlich die Empfindung, als müsse er sich gewaltig eilen, um mit dem Freunde Schritt zu halten auf der Bahn des Erfolgs. Jetzt sollte vor allen Dingen das Porträt Reginas zur Ausstellung, denn er versprach sich etwas davon; besonders in den Momenten, in denen er an seinem Talent verzweifelte, hoffte er auf den halb anziehenden, halb abstoßenden Zauber des Modells. Während er so fleißig malend, Zukunftspläne machte, horchte das Mädchen eifrig, aber es blieb ganz still im Parkhäuschen, nichts regte sich.

Endlich hielt sie's nicht länger ab. „Ist Gottfried krank? Oder ist er mit Herrn Winz spazieren gegangen?

Egbert lachte: „Ja, er unternimmt mit seinem Alten jetzt eben einen Spaziergang, Euer Fremder ist auch mit."

„Der ist ja abgereist," fiel ihm Regina ins Wort.

„Was Du klug bist! Nun ja, und die beiden sind mit ihm abgereist," antwortete Egbert in neckendem Tone, durch des Mädchens indigniertes Gesichtchen belustigt.

Regina war wirklich einen Augenblick verdutzt, dann lachte sie. „Ich laß' mich nicht foppen, der Fredi ist nicht fort, er hat mir ja nicht Adieu gesagt."

Dabei blieb sie, in der festen Überzeugung, Egbert wolle sie bloß necken, und der war viel zu sehr mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, um ihr ernstlich auseinander zu setzen, was sich gestern begeben hatte. Wie's aber Mittag war, lief sich die Kleine ganz außer Atem, um nur schnell genug zu Hause fragen zu können. Am Ziel wurde ihr mit einem Male bang — wenn er nun doch die Wahrheit gesagt hatte? Sie trippelte in die Küche und drückte sich eine Weile um den Herd herum, an dem Jungfer Brigitte ihre Kunst ausübte. Endlich fragte sie ziemlich kleinlaut, wie's denn gestern gewesen sei?

„Was kümmert's Dich," brummte das Fräulein, „wer was wissen will, muß zu Hause bleiben, wie sich's schickt, wenn die Gäste in Scharen kommen und einem die Arbeit über den Kopf wächst."

Regina schob die Unterlippe vor und machte ein Mäulchen. Sie wird mir's schon sagen, dachte sie und schwieg erwartungsvoll still. Brigitte ärgerte sich denn auch, daß das dumme Ding so ruhig blieb, trotzdem seine Neugier nicht befriedigt wurde, es mochte sich wenigstens kränken, daß es das schöne Konzert eingebüßt hatte.

„Musiziert haben sie," brummte also Jungfer Brigitte möglichst unfreundlich, „und wie! das hättest Du hören sollen!"

Ich sang doch nicht mit, dachte Regina, und das hat Gottfried am liebsten.

„Gegeigt haben sie, daß einem das Herz nur so im Leibe herumrutschte. Der Fremde, der so etwas versteht, war starr vor Bewunderung. So was hast Du nun durch Dein Herumlungern versäumt."

Regina lachte: „Je nun, dann spielen sie mir's heute vor oder morgen."

Brigitte machte ein ganz hämisches Gesicht als sie antwortete: „Ja die, die sind jetzt schon wer weiß wie weit."

„Wer ist fort? Wo sind sie hin?" stieß Regina mit rauher Stimme hervor und schlug heftig mit den Fingerknöcheln gegen den Herd; der Schmerz that ihr wohl.

„Wärst Du hier geblieben!" brummte Brigitte und trug gemächlich eine Büchse frischgesottener Frühbirnen nach der Vorratskammer. Regina sprang ihr nach: „Du antwortest mir!" rief sie und faßte die Thätige so heftig am Rock, daß die Hälfte des kostbaren Obstes auf die Steinfließe plantschte.

Das ging der braven Haushälterin denn doch zu weit, sie schlug Reginen tüchtig auf die Finger, so daß diese ihr Kleid losließ, brachte vor allen Dingen den Rest des Obstes in Sicherheit und langte dann nach dem Ausklopfer, der behaglich im Fenster ruhte.

Regina flog über die Flur und rannte da so jäh gegen die Magd an, die mit gefüllten Eimern vom Brunnen kam, daß sich eine breite Wasserlache über die frichgescheuerten Platten zog.

„Du mußt mir's sagen, einzige, beste Dörte!" rief sie mit fliegendem Atem, „wer ist gestern abgereist?"

Dörte gab bereitwillig Antwort.

„Wo sind sie hin? Was wollen sie in der Fremde?"

Davon wußte Dörte nichts. Indem erschien Jungfer Brigitte als Racheengel mit erhobnem Stecken auf der Küchenschwelle. „Willst Du machen, daß Du hereinkommst, Dörte!

und Du, ungezogne Range," rief sie der eilig flüchtenden Regina nach, „komm' mir nur in den Weg! Du sollst Deine Prügel haben; des Herrn Pastors Lieblingsbirnen zu verschütten!"

Weiter hörte die Wilde nichts. Sie lief durch den Hintergarten um des Onkels Fenster zu vermeiden, schwang sich übers Staket, jagte quer durch des Pachters üppigstes Kleefeld, bis sie in den kleinen Gemeindewald kam, da warf sie sich ins Gras und weinte bitterlich.

Ob sie eigentlich darüber weinte, daß Gottfried fort war, oder darüber, daß er ohne Abschied fort war, oder gar über Onkel Erichs verunglückte Lieblingsbirnen, oder das häßliche Gemaltwerden, wenn Fredi nicht dazu geigte, das konnte sie selbst nicht herausfinden. Vielleicht über die ganze, langweilige Welt — jedenfalls war es zum Sterben traurig — sie weinte und weinte immer fort.

Auf einmal wischte sie sich hastig die Thränen aus den Augen und sprang vom Boden auf: „Was? Um den dummen Bub', den Gottfried weinte sie? Um den bösen, häßlichen, abscheulichen Menschen, der ihr nicht einmal Adieu gesagt hatte? Nein, hatte er nicht an sie gedacht, wollte sie auch nicht an ihn denken, noch viel weniger um ihn weinen." Sie lief nach der Waldquelle und wusch sich die Augen klar, im Wasser sah sie, daß ihr Haar wirr und zerzaust war, sie flochts auf, glättete es und schlang es phantastisch um den Kopf, dabei sagte sie hier und da mit dem Ausdruck höchster Verachtung: „Pfui!" oder: „So ein schlechter Mensch."

Da bemerkte sie plötzlich durch die Baumstämme hindurch

Egbert, der, das Arbeitszeug unterm Arm nach einem Aussichtspunkt wanderte. „He, hallo! Herr Eisung!“ rief sie.

Der hörte wohl, ging aber, da er das Kind nicht gleich entdeckte, in Gedanken weiter. So lief Regina quer durch das Unterholz und schrie atemlos: „Warten Sie doch!“ Jetzt blieb er stehen, bis sie mit glühenden Wangen neben ihm anhielt, und umfaßte sie lachend: „Nun was gibt's, kleine Hexe? Kommst Du zu mir weil Gottfried fort ist?“

Regina schlug ihn auf die Finger, just wie sie's heute morgen von Brigitten gelernt hatte, so daß er sie unwillkürlich los ließ, worauf sie ernsthaft sagte: „Ich muß allerlei fragen, aber wenn Sie unartig sind, oder lügen, dann lauf' ich fort und Sie können sich langweilen.“

Egbert machte eine ritterliche Verbeugung und sagte, einen Schritt von ihr zurücktretend: „Zu Deinem Befehl, holde Waldkönigin! frage, ich bin zu reden bereit.“

„Wo ist Gottfried hin?“

Jetzt lachte er. „Also Du glaubst es nun doch?“ Dann antwortete er seinem Versprechen gemäß ernsthaft, erzählte was geschehen und schloß damit, daß er Reginen aufforderte, sich mit ihm über des Freundes Glück zu freuen.

„Glück!“ rief sie und wurde dunkelrot. „Er verdient gar kein Glück, so ein schlechter Mensch! fortzulaufen und einem nicht einmal Adieu zu sagen.“

„Sie haben ihn eben eingefangen wie einen Singvogel. Außerdem — wenn man im Begriff ist, ein großer Künstler zu werden, kann man nicht an so kleine Personen denken, wie Du eine bist, mein Kind.“

„Ich bin nicht Ihr Kind; ich bin dreizehn Jahr alt und sehe nur so klein aus," sagte Regina, den Mund kraus ziehend. „Was ist's denn weiter — ein Künstler?" fragte sie nach einem kleinen Nachdenken und fuhr ungeduldig fort, als Egbert nicht gleich antwortete: „Nun? antworten Sie mir doch, aber ernsthaft, wie Sie's großen, alten Leuten sagen würden."

Egbert lachte und zog verlegen an seinem Bärtchen, dann sah er nieder auf das ernsthafte, fast strenge, kleine Gesicht und ihm fiel ein, wie anders das belebt war wenn Gottfrieds Geige klang.

„Ein Künstler, Regina," antwortete er, „hat Gewalt über die Menschenherzen; er macht sie lachen und weinen, wie er will."

Das Mädchen sah nachdenklich vor sich hin, plötzlich fragte es: „Wie macht's der Fredi, daß er ein Künstler wird?"

Egbert gähnte verstohlen: „Nun, er nimmt die Geige und spielt."

„Das kann er aber schon."

Der Maler blieb ungeduldig stehen: „Er lernt's eben noch viel schöner, Kindskopf. Du singst ja auch ganz hübsche Lieder und wir hören Dir recht gern zu, aber es klingt als sänge ein wilder Waldvogel, und Du bist noch lange keine Künstlerin."

Regina stiegen ein paar große, dicke Tropfen in die Augen. „Muß man da sehr viel lernen?" fragte sie.

„Gewiß."

„Wenn's aber Gottfried lernt, der krank und blind ist? Was er kann, kann ich auch. Ich bin so, so böse auf ihn! Fortzulaufen ohne Lebewohl, stolz zu werden des Fremden

wegen! O, er soll nicht denken, daß er's allein kann, ich will auch eine Künstlerin werden, ich will sie Alle weinen machen, — alle, alle; und Gottfried am meisten. Lachen Sie nicht," unterbrach sie sich, heftig zu Egbert gewandt, „lachen Sie nicht; ich werde Sie schon auch zum weinen bringen." Sie ging mit langsamen, würdevollen Schritten von ihm weg, so wie sie ihm aber aus dem Gesichte war, fing sie an zu laufen, schnell und schneller. An der Quelle machte sie Halt, nun konnte er sie auch nicht mehr hören, sie holte tief Atem und preßte die Hände auf das klopfende Herz; dann fing sie an zu singen und hörte sich zum erstenmale selbst zu. Sie sang Gottfrieds Lieder und gefiel sich recht gut, sie ahmte die Vogelstimmen nach, die im Walde tönten und freute sich, wie sie ihr antworteten. Sie sang und wurde nicht müde, dabei lachte sie immer fröhlicher und glücklicher. Sie flocht sich einen blauen Kranz und setzte ihn in die roten Locken, irgendwo hatte sie einmal gehört, daß man Künstler mit Blumen kröne und wie sie so auf dem Baumstumpf an der Quelle saß, ein Farrenkraut in den Händen, wehende Buchenzweige als Baldachin zu Häupten, fühlte sie sich schon als Herrin und Königin über Lachen und Weinen.

Das Abendläuten im Dorf brachte sie zur Wirklichkeit zurück; sie hing ihren Kranz über den Arm und lief heim. Jetzt gleich wollte sie's dem Onkel auseinandersetzen, daß er sie nach Paris schicken müsse, weil sie eine Künstlerin werden wolle und daß — da stand sie schon vor dem Vormund, dessen milde, graue Augen sich vorwurfsvoll von seinen dicken Folianten zu dem, von Brigitten arg verklagten Wildling wandten.

„Onkel Erich," stieß Regina mit kurzem Atem hervor, „ich muß in die Stadt, ich will eine Künstlerin werden."

Der Pastor fuhr erschrocken empor. „Gott behüt's Mädchen, und verhelfe Dir zu Verstand. Geh' zu Bett und schlaf' Dich klug." Da jetzt auch Jungfer Lehner hereinkam, mit nicht eben freundlichem Gesicht, befolgte die kleine Sünderin eilig des Onkels Rat. Sie huschte in die Kammer, streifte die Kleider ab, schlüpfte ins Bett und dehnte behaglich die schlanken Glieder. Das Fensterchen stand offen, sie hörte die Nachtigall im Schloßgarten singen, der Lindenduft kam zu ihr herein und sie träumte noch lange mit offnen Augen wunderschöne, seltsame Geschichten.

* * *

Am andern Morgen wollte Regina Herrn Egbert noch einmal gründlich ausfragen, was ein Künstler alles lernen müsse, denn mit Schreiberei oder dergl. mochte sie sich nicht abgeben. Als sie jedoch zur gewohnten Stunde ins Parkhäuschen kam, fand sie nur Frau Barbaras Magd, die lüftete und auskehrte. Herrn Eisung war seit Gottfrieds Abreise die Ruhe des Dörfchens unerträglich, so entschloß er sich rasch, packte die bestellten Bilder ein, schrieb mit bebender Hand ein paar Zeilen an seine Schöne hinzu und wanderte mit Sonnenaufgang, nach einem kurzem Abschied von Frau Barbara, mit Ränzel und Skizzenkasten ins Blaue.

Regina eilte mit der großen Neuigkeit nach Hause, da war aber schon die Kastellanin mit Onkel Erich beschäftigt, Egberts Bilderkisten der Botenfrau feierlich zu übergeben.

Wie sie näher kam, hörte sie den Onkel sagen: „Ja, er will nach Italien, dem gelobten Land der Künstler.“ Regina sprang schnell die Stufen hinauf: „Ist Fredi auch dahin?“

„Mache Deine Arbeiten,“ brummte Frau Barbara ärgerlich über die Dazwischenkunft des ewigen Störenfrieds.

„Bitte, bitte, sag' mir's Onkel Erich,“ bettelte das Mädchen und trippelte auf den kleinen Füßen ungeduldig hin und her.

„Du weißt, daß Gottfried Frank nach Paris ist, Paris liegt in Frankreich. Wenn Du ein wenig besser in Deinen Schulstunden aufpaßtest, brauchtest Du nicht darum zu fragen,“ anwortete der Vormund, durch Frau Barbaras mißbilligende Miene unwillkürlich zu dieser Rüge veranlaßt.

Regina machte ein Mäulchen und ging zu dem Schullehrer, den sie durch ihre geographischen Interessen sehr in Erstaunen und beinah in Verlegenheit setzte: er sollte von Paris und Italien mehr erzählen, als er in seinem ganzen Leben gewußt hatte.

Seitdem kam Regina dem Onkel nicht wieder mit ihren Plänen; aber daß sie eine Künstlerin werden mußte, stand in ihrem Köpfchen ganz fest und alle ihre Gedanken gingen darauf hinaus. —

Sie hatte bei Gelegenheit von Gottfrieds Reise gehört, daß die Künstler immer und überall gefunden würden; Fredi war ja auch ein sprechender Beweis für die Wahrheit dieses Satzes. Hatten sie ihn in dem einsamen Dorfe gefunden, so brauchte sie den Onkel gar nicht, sie war gutes Mut's und wartete.

Abends vorm Einschlafen betete sie recht herzhaft: „Lieber

Gott, laß mich gefunden werden!“ und des Sonntags, wenn Frau Barbara sie aus dem Pfarrhaus verscheuchte, ging sie hinaus nach dem Walde. Da stand am östlichen Rande ein hölzernes Kruzifix, das bekränzte sie mit Rosen oder Epheu, wie's die Katholischen im Nachbardorf thaten, „damit,“ so sagte die Gänse-Grete, „der liebe Herrgott thut, um was sie bitten.“ Das würde auch schon bei der Regina helfen; wenn er alle Sonntag solch schönen, frischen Kranz bekam, dann vergaß er in seinem großen Himmel nicht, daß hier unten am Waldrand Eine wohnte, die gefunden werden mußte.

Der einzige, bei dem Regina sich mit ihrer Musikleidenschaft herauswagen konnte, war der Schulmeister, und sowie sie das gemerkt, besuchte sie ihn täglich. Bald hatte sie ihn ganz unterjocht, schmeichelte seine Musikkenntnisse locker und speicherte einen großen Schatz unverstandner Fakta in dem kleinen Kopfe auf. Onkel Erich störte sie nicht. Wenn das Kind nur froh war, gab er sich gern zufrieden, denn er war der Meinung, froh sein könnten nur gute Menschen.

So reiste er denn auch ruhig ab, als seine Patronin, seit längst gewohnt in allen wichtigen Lebenslagen seine Hilfe zu heischen, nach ihm rief. Gleich nach seiner Rückkehr ließ er auf dem Gute nach dem Maler fragen, aber erst an einem goldigen Septembertage kam jener von seiner Wanderschaft, mit braunen Wangen und gefüllter Mappe zurück.

Sein erster Gang war nach der Pfarrei, weil er in des Pastors Botschaft einen Brief Leonis vermutete.

„Grüß Gott,“ rief dieser dem Maler entgegen. „Das ist recht, daß Sie endlich heimkommen, ich habe die erfreulichsten

Nachrichten für Sie. Vorerst hier das Geld für die Bilder, ich denke Sie können sich einen Winter gönnen, der nicht nach Brot zu gehen braucht. Das Beste aber habe ich hier — es ist ein Brief von des Fräuleins Bräutigam, der unbeschreiblich glücklich ist über Leonis Porträt — Sie hätten mit seiner Seele gesehen, sagt er! — nun Sie lesen's ja selbst, er hat Ihnen mit ganz warmem Herzen geschrieben."

Egbert war blaß geworden, er hielt die Hand, mit der er mechanisch den Brief genommmen, weit von sich ab, und starrte den Pfarrer an, als sähe er ihn zum erstenmale.

„Sie werden kaum von der Verlobung gehört haben," fuhr der behaglich fort, dem Gast einen Stuhl bietend. „Den Bräutigam halten Geschäfte noch einige Zeit von Europa fern, und erst nach seiner Rückkehr will man das Brautpaar präsentieren — bis dahin muß ihn denn auch in der Fremde Ihr Bild die Geliebte ersetzen."

Egbert lachte hell auf: „Mein Bild? Dem Bräutigam, Leonis Bräutigam?" Er stand hastig auf und suchte sich zu sammeln, es sollte wenigstens niemand ahnen, was jetzt alles in seinem Herzen brach und stürzte; so fragte er, mit matter Stimme wohl, aber doch leidlich gefaßt nach seinen Landschaften.

Und der Pastor machte es ihm leicht, er sprach eifrig von dem Beifall, den des Künstlers Arbeiten gefunden, erzählte ausführlich von dem Leben und den Plänen der Damen, und berichtete zuletzt von ihrem warmen Interesse für des jungen Geigers Gesundheit und Zukunft.

„Gottfried hat noch nichts von sich hören lassen, noch

gar nichts," sagte Egbert tonlos, „ich muß wirklich einmal zur Großmutter und nach ihm fragen."

Darauf verabschiedete er sich mit nervöser Hast.

„Der arme Mensch," dachte der Pfarrer als er ihm nachsah, „wer hätte erwarten können, daß ihn die Trennung von dem Freunde so hart angreifen würde. Sie hätten auch einmal schreiben können, ob es ihnen wohlgeht, und wie sich's mit der Künstlerschaft anläßt."

Da fiel sein Blick auf Regina, die in sich zusammengekauert im Fenster hockte; Egbert hatte das Kind vom ersten Tage an gern gehabt, so schickte er es ihm hinüber, konnte er sich doch kein bessres Mittel gegen den Trübsinn denken, als Reginas Geplauder. „Du kannst ja fragen, ob er Dein Gesicht noch braucht."

Egbert war todmüde, als er ins Parkhäuschen zurückkam. Hier lag und stand alles, wie er's kurz nach seiner Ankunft verlassen, um hoffnungsselig nach der Pfarrei zu eilen. Nun hatte er ja Nachrichten von ihr — die getreusten und überraschendsten von der Welt.

„Ihr Bräutigam!" Und ihm gehörte das Bild, das er mit seinem Herzblut gemalt hatte.

„Warum hab' ich sie je gesehen! Warum bin ich nicht blind wie Gottfried! Dann wüßte ich nicht, daß die Welt solche Schönheit birgt. Blind sein, o, blind sein wäre eine Gnade Gottes."

Er schloß die Augen und deckte dicht und schützend die Hand darüber, aber in dieser Dunkelheit strahlte das süße Frauenbild nur um so heller und lieblicher.

Er lachte bitter auf über seine vergeblichen Bemühungen, erhob sich und fing an einzupacken, was noch im Zimmer umher lag, denn er wollte gleich wieder fort. Dabei schnürte er sein Ränzel auf und das Erste was ihm daraus entgegen fiel, war die kleine Kopie, die er von Leonis Porträt genommen und die ihn auf allen Wanderungen begleitet hatte. Das raubte ihm die künstlich eroberte Fassung, der Schmerz überkam ihn mit elementarer Gewalt, das Bild stürzte zu Boden und er sank auf den Stuhl, den Kopf in seinen Armen bergend.

So fand ihn Regina. Sie sah eine Zeitlang altklug bald ihn, bald das Bild an, dann sagte sie: „Hat Ihnen Tante Leoni auch keinen Gruß sagen lassen? Armer Egbert!“

Bei ihren ersten Worten war der Jüngling aufgefahren um sie fortzuschicken, doch besann er sich anders, das Kobold-gesichtchen und die klare, reine Stimme thaten ihm wohl.

Er nahm sie bei der Hand und zog sie an sich; es war das erste Mal, das sie's litt und sie blieb auch ruhig bei ihm stehen, als er sie losließ.

„Gottfried hat nicht geschrieben?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf.

„Und Tante Leoni auch nicht, trotz der schönen Bilder?“

Egbert verneinte wieder.

„Sie taugen eben beide nichts,“ sagte Regina resolut, „und wir sind nicht so dumm uns zu grämen. Sie gehen jetzt nach Italien, nicht wahr? und werden ein so großer Künstler, daß sich alle ärgern, und ich — nun ich werde eine

große Sängerin und wenn ich den Fredi sehe — dann, — dann —" sie brach plötzlich in heftiges Weinen aus.

„O, wie hab ich mich auf Ihr Kommen gefreut, ich dachte Sie könnten mir von ihm erzählen, und nun haben die bösen Menschen kein einziges Mal geschrieben."

„Sei still, kleines Mädchen," flüsterte Egbert und seine Lippe bebte, wie er sie auf die weiße Stirn küßte: „Sei still! wir wollen uns ja nicht um die schlechten Menschen kümmern und ihnen zum Trotz etwas recht Großes, Tüchtiges werden. Sie sollen nicht auch noch meinen, sie hätten uns das Leben verdorben, wenn sie groß, stolz und herrlich in der Fremde sind — nein, wir wollen uns aufraffen, nun erst recht! Aber Zeit habe ich nicht zu verlieren, zum vielen Adieusagen bin ich auch nicht aufgelegt heute, und morgen ist's zu spät. Also verrate mich nicht, mein Kobold — aber hilf mir einpacken, damit ich entwischen kann, ohne daß einer von meiner Flucht etwas merkt."

Regina trocknete schnell ihre Thränen und half mit emsigen, geschickten Händen. „Sie gehen nach Italien?" fragte sie, „nach dem gelobten Land der Künstler, wie Onkel sagt; schade, daß man da nicht das Singen lernt, sonst müßten Sie mich mitnehmen."

Egbert, der am Boden kniete und die Staffeleien zusammen schnürte, sah auf und blickte sie einen Augenblick lang unschlüssig an, gleich aber schüttelte er heftig den Kopf: „Nein, Regina, bleib daheim!"

* * *

Am andern Morgen war der Maler verschwunden, die zurückgebliebenen Sachen waren sorgfältig verpackt und mit der Adresse an Gottfrieds Großmutter versehen, für die Magd fand sich ein reichliches Trinkgeld, für den Pfarrer und Frau Barbara je eine freundliche Skizze, darunter ein lakonisches Abschiedswort und weiter wurde nichts von ihm gehört.

Man erwähnte die Sommergäste aus dem Parkhäuschen immer seltner und seltner; nur Frau Barbara wurde manchmal anzüglich, wenn der Pfarrer an Sonntagnachmittagen eifrig las, und sagte, es sei seit jenem Abschied kein vernünftiger Diskurs im ganzen Dorfe mehr zu führen.

Der Herbst verging, der Winter kam und ging auch wieder, Ostern wurde Regina eingesegnet und geriet nun in Brigittens Schule. Diesmal kochte sie das Obst selbst ein, das sie im vorigen Jahre auf die Steinplatten geschüttet. —

Der Schnee kam ungewöhnlich bald — Regina schauderte, wenn sie an den langen öden Winter dachte. Keiner der Freunde hatte etwas von sich hören lassen, kein talentsuchender Impressario hatte das Gebiet gestreift.

Fräulein Leoni war in diesem Sommer Frau geworden und in eine große, ferne Stadt gezogen. Aber die Stadt war noch lange nicht so groß und fern wie Paris und Regina seufzte manchmal recht tief, wenn sie daran dachte. Wer fort gehen konnte ohne Abschied zu nehmen, der konnte wohl auch das Wiederkommen vergessen.

Der Schnee deckte Wald und Feld haushoch zu, sie verschneiten beinah in dem einsamen Dorfe.

„Man vergißt ganz, daß es jemals Vogelgesang gegeben

hat, selbst Regina verlernt das Singen," sagte der Pfarrer und blickte besorgt nach dem schmalen, betrübten Kindergesicht.

Regina saß am Fenster über eine Näherei gebeugt ohne zu antworten; nach einer kleinen Weile stand sie auf und ging in ihre Kammer.

„Er hat Recht!" dachte sie, „ich verlerne das Singen, weil mir das Herz so schwer ist, ich muß machen, daß man mich findet." Sie zog einen Briefbogen, den sie vor längrer Zeit einmal erwischt und sorgfältig aufgehoben hatte, aus der Schublade und schrieb in der kalten Kammer mit erstarrenden Fingern an Tante Leoni, die immer gut und freundlich zu ihr gewesen war.

„Liebstes Fräulein Leoni!"

„Ja so, Sie sind eine Frau geworden und die Anrede „paßt nicht mehr; es muß aber doch stehen bleiben, denn ich „habe keinen andern Bogen, wenn ich aber einen verlange, „dann wissen sie gleich alle, daß ich schreiben will und zu „wissen braucht's gar niemand. Sie sind so gut! Sie helfen „mir gewiß. Ich muß eine Künstlerin werden, wie Gottfried „und Herr Egbert — dem Sie auch hätten für seine Bilder „einen bessern Dank sagen können. Ich kann sehr hübsch „singen, Tante Leoni, alle freuen sich über meine Stimme. „Gottfried sagte, ich sänge wie eine Nachtigall, er hat mir „viele Liedchen gelehrt, und Herr Winz, was Gottfrieds Lehrer „ist, der hat es auch gesagt, ich hätte Gold in der Kehle. Hier „kann ich aber nichts lernen und werde alt, und niemand „findet mich und meine Stimme vergeht — ich kann manch-

„mal gar nicht singen, wenn ich so betrübt bin und mich so „sehr sehne. Helfen Sie mir doch, finden Sie mich, herz= „allerliebste, schönste, gütigste, Sie sollen auch niemals weinen „müssen.

Regina Braun."

Als sie in großen, steifen Zügen ihren Namen an das Ende des Bogens geschrieben, faltete sie ihn zusammen, ver= steckte ihn im Bett und überlegte, während sie die Finger drin am Ofen wärmte, wie sie wohl die Adresse für ihren Brief erfahren könnte.

Drei=, viermal wollte sie den Onkel fragen, aber jedes= mal blieb ihr das Wort in der Kehle stecken und sie brachte es nicht über die Lippen. Schließlich fiel ihr ein, sie könne den Brief eben so gut an Frau Wertheim schicken, die würde schon wissen, was in dem wichtigen Falle zu thun sei.

* * *

Frau Wertheim langweilte sich eben herzlich, was ihr seit Leonis Verheiratung öfter begegnete, als Reginas Brief ankam. Anfangs lachte sie über ihn, dann unterhielt er sie und am Ende beschloß sie sich zu erkundigen, ob das Kind wirklich Anlagen habe. Sie erinnerte sich von Winz als einem verständigen Musiker gehört zu haben, den wollte sie fragen. Freilich, er sollte ja mit dem jungen Geiger nach Paris sein; nun es gab damals irgendwo eine Großmutter des Blinden, die hatte Pirotti doch schwerlich mitgenommen, dahin wollte sie sich wenden.

Frau Wertheim war lebhaft angeregt, ließ sich augen=

blicklich ein Adreßbuch holen, den Wagen anspannen und fuhr, nachdem sie noch das Gedächtnis ihrer Kammerjungfer zu Rate gezogen, zur Aufwärterin Frank.

Das Stübchen der Großmutter überraschte sie angenehm, eben als sie anfing ihren Eifer zu bereuen, und der Alten Dankbarkeit, die, als sie nur erst wußte, wer da vor ihr stand, überströmte, erfüllte sie mit Stolz und Behagen.

„Freilich," meinte Frau Frank, „ein paar Tage lang war ich der Sommerreise recht gram, aber da es dem Buben sein Glück ist, wär's doch sündhafter Unverstand, wollte ich mich beklagen darüber, daß ich auf meine alten Tage allein bin. Na und seit der Winz zurück ist, da geht's auch besser, da schwatzen wir uns alle Abende eins vom Fredi."

Frau Wertheim horchte auf: „Herr Winz? Das war Ihres Enkels Lehrer?"

„Ja, das Geigen, das hat ihm der Winz beigebracht, und wie ein Vater ist er zu ihm gewesen. Der schlimme Junge hatte ihn am Ende lieber als seine leibliche Groß=mutter. Er ging auch mit dem Jungen nach Paris, aber da hat er's nimmer lang ausgehalten; wie Gottfried mit dem Fremden vertrauter geworden ist, hat der Winz seine Geige unter den Arm genommen und nun ist er schon seit dem Sommer wieder in das Stadtorchester eingetreten. Mein Junge aber hat in den großen Bädern am Meere gespielt, — und in den Zeitungen hat gestanden — sie schicken sie mir alle — er könne eben so schön rauschen und singen wie das Meer=wasser — das muß doch eine Kunst sein!"

Das alte Gesicht strahlte vor Freude und Frau Wertheim

nickte leise mit dem Kopfe: „er war schon ein großer Künstler, als er in jener Nacht in unserm Garten spielte. Herrn Winz aber," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „spräche ich gern einmal und wenn Sie mir sagen könnten —"

„Den Winz kann ich Ihnen jeden Augenblick herholen — ich brauch' nur über die Galerie zu laufen."

Frau Wertheim war einverstanden und Winz wurde geholt. Er war völlig unverändert und wenig durch den Besuch überrascht. „Sie wollen von dem Gottfried hören," sagte er und ein Lächeln ging über sein Gesicht, das ihn um dreißig Jahre verjüngte. „Er ist eine Freude der Menschen geworden und daß ich wieder hier bin, ist kein Beweis, daß ich mich nicht nach dem Jungen sehne. Ich kann es nur da draußen nicht lange aushalten. Hier freilich" — und er strich sich verlegen durchs Haar, „hier halt ich's noch weniger aus ohne den Jungen und über kurz oder lang wisch' ich meinem Orchester wieder davon und sehe was er treibt."

„So muß ich doppelt froh sein, daß ich Sie noch hier gefunden habe, zumal ich neben der Kunde über Ihren Liebling, von dem Sie mir noch viel erzählen müssen, gern eine Auskunft hätte, die mir niemand geben kann, als gerade Sie." Dabei zog sie Reginas Brief aus der Tasche und gab ihn Winzen zum lesen.

Anfangs wußte der nicht recht, was er daraus machen sollte, wie er aber weiter las, stieg ihm plötzlich das Bild der kleinen Sängerin in der Erinnerung auf, er sah die goldnen Haare flimmern, die weißen Zähne zwischen den roten Lippen hervorleuchten und hörte sie singen: Die Liebe blüht im stillen Thal.

Richtig, Regina hatte sie geheißen. Er ließ den Brief sinken und sagte: „Ich kann mich recht gut auf die Kleine besinnen, ihre Stimme war schön und sie sang rein und lieblich."

„So glauben Sie, daß es der Mühe wert wäre, sie ausbilden zu lassen?"

Winz zog die Schultern in die Höhe und sah zweifelhaft aus. „Lassen Sie die Kleine auf ein Vierteljahr herkommen, nachher will ich Ihnen antworten und ist es nichts, mögen Sie sie in Gottesnamen wieder heimschicken; Stümper gibt's genug."

Frau Wertheim war aufgestanden und überlegte. Sie konnte das Mädchen recht gut für den Rest des Winters kommen lassen. Man würde die Einladung ganz erklärlich finden, hatte sie sich doch während des Landaufenthalts immer an Reginas drolliger Natürlichkeit gefreut. Das ging! und so übernahm sie keine Verpflichtungen wegen der Zukunft. Winz mochte zusehen, versprach die Stimme viel, so war es nur verdienstlich, der Welt ein Talent zuzuführen. Frau Wertheim erwarb sich gern Verdienste und sah sich schon im Geiste von dankbaren Musikenthusiasten umringt und belobt.

Winz erklärte sich bereit einen Versuch zu machen und sie fuhr befriedigt nach Hause, um mit ihrem Manne das weitere zu besprechen.

Einige Tage später erschien die alte, in Schwalbach wohlbekannte Jungfer der Patronin im Dorfe und brachte dem Pfarrer einen Brief, der sich die Regina für die kommenden Wintermonate erbat — vom Singen stand kein Wort drin.

Regina verstand aber ganz gut, wie's gemeint war und das Herz klopfte ihr gewaltig.

Sie reiste nach Kroning und machte da ein paar Wochen lang vor Staunen noch größre Augen als gewöhnlich, dann war sie fertig mit dem Neuen und kümmerte sich nur um die Musik und Vater Winz, dem ein neues Leben mit ihr und in ihr aufging. Sie lernte in fabelhaft kurzer Zeit. Die Kenntnisse, die sie einst, ohne sie zu verstehen, dem alten Schulmeister abgerungen, kamen ihr dabei zu Hilfe und wurden oft wunderbar im rechten Augenblick lebendig. Dazu war ihre Stimme von erstaunlicher Kraft und Ausdauer; keine Anstrengung, keine Winterluft konnte ihr etwas anhaben. Sie füllte den größten Raum aus und schmiegte sich in Frau Franks kleinem Zimmer zum lieblichsten Piano zusammen.

Denn Regina besuchte Frau Frank täglich, um sich von Gottfried erzählen zu lassen. Sie fragte nie nach ihm, aber das war auch nicht nötig, die Alte war froh einen so aufmerksamen und geduldigen Zuhörer zu finden. Wenn das Mädchen dann die Briefe und Zeitungen betrachtete, die von Gottfrieds Triumphen getreulich Bericht gaben, dachte sie, wie schön das sein müßte, da anstatt Gottfried, Regina zu lesen und war doppelt fleißig.

Als der Frühling kam, wurde schon gar nicht mehr von Reginas Heimkehr gesprochen, sie war ihrer Gönnerin unentbehrlich geworden, schwatzte mit ihr, wenn sie sich langweilte, sang in ihren Gesellschaften, fiel überall auf durch ihr seltnes Haar und den Eigensinn, mit dem sie rote Blumen oder Bernstein darin trug, kurz Frau Wertheim konnte das Kind —

ihre „Puppe“, wie ihr Mann sagte — durchaus nicht mehr entbehren. Genau ebenso erging es diesem Mann. Kam er geärgert vom Kontor, so genügten ein paar Possen Reginas, ihn in gute Laune zu bringen und in demselben Grade, in dem sich daheim in Schwalbach alles an ihr geärgert hatte, wurde sie hier vergöttert. Sie begann ihr Regiment über die Menschenherzen.

Einige Briefe Onkel Erichs, die leise an die Heimkehr mahnten, veranlaßten Frau Wertheim im Laufe des Frühjahrs einmal auf dem Gute vorzusprechen. Das Mädchen nahm sie gar nicht mit, man hätte ihr's am Ende abspenstig machen können, dem Pastor aber setzte sie auseinander, wie sie das Beste des Kindes im Auge habe, wie auf dem Dorfe doch gar keine Aussichten seien für ein so reichbegabtes Geschöpf, das in der Stadt alles vergöttere, während es ihm doch nur eine Last sei.

Der Pfarrer ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. „Sie sagen selbst, daß alles sie vergöttere — auch mir war sie nie eine Last, im Gegenteil, ich entbehre sie schwer, sehr schwer. Sie ist mein Sonnenschein, mein Frühling gewesen so lange sie lebt. Aber das möchte sein, wenn das Vergöttertwerden nicht ein gefährlich Ding wäre; und das was sie jetzt von mir verlangen, verehrte Patronin, ist mehr, als die Erlaubnis zu einem Besuch, es ist die Entscheidung über ein ganzes Menschenleben. Wird sie ihre Seele, ihr bessres Teil draußen in der glänzenden, verwirrenden Welt wahren können?“

Es fiel ihm plötzlich schwer aufs Herz, daß er in thörichtem Mißtrauen auf seine Kraft, in zweckloser Zurückhaltung sie

hatte aufwachsen lassen, wie die Blume auf dem Felde, allein ihrer guten Natur vertrauend.

Er seufzte recht tief — vor ihm aber saß Frau Wertheim und wartete auf Antwort. Sie hatte ihn nicht in seinen Gedanken gestört, der Pastor war ja sonst ein verständiger Mann, er würde auch diese falsche Furcht vor der Welt, in der sie selbst ja eine so brave, prächtige Frau geworden war, überwinden. „Man muß niemanden unnötig zum Widerspruch reizen," dachte sie.

Pastor Merkel aber dachte: „Du hast sie so lange bei dir gehabt, ohne sie glücklich zu machen, du hast kein Recht sie zurückzuhalten von einem Wege, auf den ihr Talent sie hinweist, das Talent, das Gott ihr gegeben."

„Sagen Sie mir eins, aber aufrichtig und nach bestem Wissen, verehrte Frau," hub er nach ein paar Minuten an, „Sie ersparen mir damit eine Reise in die Stadt, die am Ende niemandem viel Freude machen würde. Ist das Mädchen froh? Ich meine nicht vergnügt — sondern fröhlich von innen heraus, so daß es den ganzen Menschen durchdringt und nichts von ihm in Schatten und Trübsal läßt."

„Jawohl," antwortete Frau Wertheim ein wenig verwundert, aber mit fester Überzeugung, „sie ist froh!" —

Und Regina war froh. Der Sonnenschein, der jetzt über ihrem Leben lachte, ließ all' ihre guten Eigenschaften üppig aufwachsen — sie wurde geliebt, sie wurde anerkannt und je mehr man ihr gab, desto weniger verlangte sie, zu desto größeren Gegenleistungen fühlte sie sich verpflichtet.

* * *

Sie blieb also bei ihren neuen Gönnern, in Winzens Lehre, bis er auf Frau Wertheims Drängen erklärte: „wir könnten uns allenfalls hören lassen, wenn wir nebenbei fleißig fortstudieren wollten.“

Diesen längst ersehnten Ausspruch that er während eines Sommeraufenthalts an der Nordsee, wohin er seinen „Rotkopf“ wohl oder übel hatte begleiten müssen. Was sollte er thun? — er folgte den beiden Frauen als Getreuer nach — und Gottfried zerbrach sich den Kopf, wie es nur kommen möge, daß sein ältester und bester Freund es zwei Jahre abhalten konnte, ohne nach ihm zu sehen. Denn von Reginas Studium wußte er nichts, sie hatte Winzen verboten, es zu schreiben und Winz war gehorsam. „Wir überraschen ihn,“ hatte sie gesagt, — gedacht hatte sie: „was braucht er von dir zu wissen? Wenn du erführest, daß er morgen nach Kroning käme, so würdest du heute abreisen.“ Trotzdem ließ sie sich nach wie vor alles über ihn von Frau Frank berichten und lief auch im Seebad jeden Tag nach der Post, um nur die Briefe zur Minute zu haben.

Winzens Erlaubnis machte ihr einen Tag lang ganz warm, dann war sie wieder im Gleis; Frau Wertheim aber arbeitete länger daran. Sie wandte all' ihre Energie auf, um Regina mit ein paar Liedern in das Programm des nächsten der, von Zeit zu Zeit stattfindenden, ziemlich renommierten Kurhauskonzerte einzuschieben. Sie lud ein, sie schmeichelte, sie war freigebig, sie intriguierte sogar ein wenig und setzte ihren Willen durch.

In den Tagen der Aufregung, die vor dem großen Abend

hergingen, bekam Winz einen Brief von Pirotti mit nicht gerade guten Nachrichten. Frau Frank hatte ihn den Reisenden nachgeschickt, er kam aus England und berichtete, daß Gottfried leidend sei, viel huste und sich wohl bei den letzten Konzerten überanstrengt habe, so daß ihm eine Ruhezeit recht nötig. Nun hätte Pirotti den Plan gefaßt, die Nordsee zu besuchen, weil das vor drei Jahren des Blinden Gesundheit wunderbar gestärkt habe. Genau könnten sie ihre Abreise noch nicht bestimmen, jedenfalls aber schrieben sie gleich nach ihrer Ankunft auf dem Kontinent und dann müsse Winz sich frei machen von seinem langweiligen Orchester, die Freunde sehnten sich herzlich nach ihm und auch der junge Eisung käme, um Gottfried einmal wiederzusehen. Nach allen geschäftlichen Notizen und Bestellungen schrieb Pirotti noch: „Sie werden sich an den Fortschritten unsres Juwels mit mir freuen. Der Zudrang zu seinen Konzerten ist stets gewachsen; wenn es nicht Frevel und Anmaßung wäre, einem Genie Grenzen zu stecken, so würde ich behaupten: er ist auf der Höhe seines Könnens angelangt."

Winz lächelte sehr zufrieden; hatte er doch fast vergessen, daß sein Junge krank war, vor Vergnügen darüber, daß die Angemeldeten dasselbe Bad erwählt hatten, wie Frau Wertheim. Und in Erwartung des frohen Wiedersehens seiner beiden Lieblinge, und ihres Erstaunens übereinander und der guten Musik, die er nun zweifellos zu hören bekommen würde, sagte er: „Ja, ja, es hat doch auch sein Vernünftiges, wenn man in ein Modebad geht — da läuft eben alles zusammen."

Das Konzert kam heran, Regina im schönsten Schmuck,

geleitet von ihrer Pflegemutter und Winzen, der sich trotz seines Scheltens im Frack ganz erträglich ausnahm, fuhr nach dem Kurhaus, wo die Elite der Badegesellschaft versammelt war. —

Ganz zuletzt, als schon alles im besten Gange war und Regina sich eben anschickte, die übliche erste Arie zu singen, das Recitativ — sie hatte Händels Armida dispietata gewählt — begann schon, schlüpfte noch eine Gesellschaft von drei Personen leise durch eine Seitenthür.

Regina hatte viel gelernt. Niemand hätte so leicht in diesen vollen, weichen Tönen, den schmetternden Vogelgesang des rotköpfigen Kobolds wieder erkannt und doch preßte der Eine der zuletztgekommenen, ein schlanker, blasser Jüngling mit seltsam müden Augen die Hand aufs Herz und lauschte und sann bei dem lascia ch'io pianga, woran ihn diese Klänge gemahnten?

„Was ist Ihnen, Godofredo?" fragte die schöne Frau an seiner Seite. Er schüttelte den Kopf, er hatte soviel Gesang gehört seit Jahren, was Wunder, wenn er den Weg nicht fand, den diese Töne seiner Erinnerung zeigen wollten.

Die Arie war zu Ende und lebhafter, freundlicher Beifall lohnte den Gesang: „Das war mehr wert!" sagte der Herr, der neben dem Blinden stand. „Finden Sie nicht auch," wandte er sich zu der Dame zurück, „daß man selten so singen hört?"

Die Gefragte rümpfte die Nase ein wenig, nickte aber leise bestätigend mit dem Kopf. Nach ein paar Minuten fügte sie hinzu: „Nur ansehen darf man das Dämchen nicht."

Während der kurzen Pause, die auf die Arie folgte,

suchten die Drei Plätze und fanden sie mühsam in einem Seitengange, denn schon begann ein Klaviervirtuos ein Beethovensches Konzert zu spielen und der Blinde seufzte tief auf — die Musik störte ihn in seinem Nachdenken über den Klang der Stimme.

„Wirklich," flüsterte seine schöne Nachbarin über ihn weg seinem Begleiter zu, „wirklich, Pirotti, die Kleine sieht frappant aus — aber ihr Gesang" — sie brach ab, als jener ihr zuwinkte. Einige der Umsitzenden schienen das Geplauder zu mißbilligen.

Als die Klavierpiesse zu Ende war, flüsterte der Blinde seinem Nachbar unter dem Lärm des Applauses zu: „Wie sieht sie aus? Beschreiben Sie mir die Sängerin?"

Pirotti war an diese Art Fragen gewöhnt, er hatte sich eine eigentümliche Art ausgesonnen dem Blinden das Sichtbare zu beschreiben:

„Das Mädchen," hub er an, „ist klein und schmal, doch weich und schmiegsam gebaut wie ein Kätzchen, das Gesicht hat eine sanfte Rundung. Um den Hinterkopf sind zwei goldne Zöpfe geschlungen und an der Stirn kräuselt sich das Haar, kleine, goldne, schimmernde Löckchen, genau von der Farbe der Sonne."

Gottfried lächelte: „Ich erinnere mich nicht, daß Sie schon einmal das Haar irgend einer Person mit der Sonne verglichen hätten."

„Es ist auch selten, solch goldnes Haar."

„Sagen Sie doch lieber rot!" fiel die schöne Nachbarin ein, die lange, kornfarbne Locken trug und sich etwas darauf einbildete, weil sie braune Augen und braune Wimpern hatte.

„Nun ja rot. Aber Sie müssen mir doch Recht geben, Fräulein Alzéa, daß nichts Rotes sich mit diesem Haar vergleichen läßt, sehr gut aber der Glanz der Sonne."

„Meinethalben — sonnige Locken! — Und in diesen sonnenroten Haaren trägt der kleine Affe rote Blumen."

Gottfried zuckte ein wenig zusammen, dann legte er die Hand auf Pirottis Arm: „Weiter, weiter!"

„Ja, eine Blume trägt sie im Haar," fuhr er fort, „rot, dunkelrot wie warmes, lebendiges Blut und just so rot sind ihre Lippen, hinter denen die Zähne vorschimmern, klein, glatt und weiß, wie kalter, flimmernder Schnee. Die Augen sind ganz wechselnd, einmal wie Tag so hell, einmal dunkel wie Nacht, sie mögen die Farbe des Meeres haben, das ist auch licht und dunkel, je nachdem es auf- oder niederrauscht. Ihr Kleid ist von der Farbe ihrer Augen — meergrün —"

„Und ihr Gesang ist wie das Rufen der Wasserjungfern" — unterbrach Gottfried die Schilderung — „still, sie fängt wieder an."

In Gedanken überlegte er, was ihm Pirotti geschildert hatte: „Schmiegsam wie ein Kätzchen, warm wie Menschenblut, lockend wie das Meer und kalt wie Schnee — das ist ein wunderliches Gemisch."

Unterdes sang Regina auf Wunsch des Komitees irgend ein Modestück, beim zweiten Lied hatte sie aber ihren eignen Willen durchgesetzt und Pirotti rief plötzlich lebhaft das Programm erhebend: „Gottfried, ein Lied von Ihnen, das ich nicht kenne" — und da klang es schon durch den Saal.

„Es ist Regina," sagte Gottfried fast traurig, „und

das, das ist Winz!“ jubelte er plötzlich, als die begleitenden Geigentöne stärker wurden.

Winz! — Winz und Regina! — es war wie ein Traum. Er stand auf, sich mit der Hand an den Stuhl haltend und hörte, vorgeneigten Hauptes, atemlos zu. Es war das erste seiner eignen Lieder, das er einst Regina gelehrt hatte; dasselbe, was er mit Winzen bei dessen Besuch in Schwalbach so gründlich durchgesprochen, was ihm jener so ausführlich gelobt und getadelt hatte — da klang's ihm entgegen, genau wie er selbst es gedacht, keinen der kleinen Fehler hatten sie geändert und auch die Sängerin sang es ganz mit seiner Seele.

Diesmal wollte der Beifall gar nicht enden und Gottfried griff hastig nach Pirottis Hand: „Führen Sie mich hin zu ihnen.“

Das war leichter gesagt, als ausgeführt. Pirotti faßte den Freund unterm Arm und schob ihn über eine Seitentreppe aufs Podium hinauf, aber ehe er da zu den Solisten vordringen konnte, begann Regina dem endlosen Klatschen zu Gefallen wieder zu singen: „Die Liebe blüht im stillen Thal“ und Winz spielte dazu.

„Eine Geige, eine Geige,“ flüsterte Gottfried hastig, fast atemlos — „ich will sehen, ob sie mich noch kennt.“

Pirotti that ihm den Willen, er nahm dem verblüfften Violinisten des Orchesters ein Instrument fort und gab es Gottfrieden, dem die Hände vor Erregung zitterten. So wie er aber den Bogen faßte, legte sich die Aufregung, ein Strich über die Saiten und eine heitre, glückselige Ruhe überkam ihn. Er war wieder in dem kleinen, lauschigen Parkhäuschen, die Nachtigall flötete, die Bäume rauschten und Regina sang.

Einen Augenblick hatte sie gestutzt, als die zweite Geige einsetzte, dann war ein liebliches Rot über ihre weißen Wangen geflossen und sie hatte weiter gesungen, ohne nur den Kopf zu wenden. Als das Lied zu Ende war, klangen die Geigen noch fort, in einem graziösen Nachspiel, die Melodie des Liedes künstlich verschlingend. Niemand wagte, durch unzeitigen Beifall die süßen Töne zu unterbrechen.

Jetzt schwiegen die Geigen und Totenstille lag über dem Saale, Regina sah deutlich hier und dort Thränen schimmern — sie preßte die Hand aufs Herz und ein heißes, glückseliges Gefühl durchströmte sie — obgleich sie recht gut wußte, daß diese Thränen, — die ersten, die ihrem Gesange geflossen, — nicht ihr allein gehörten, sondern vor allem ihm, dem sie noch gestern so heftig gezürnt hatte und der doch nun ihr ganzes Herz mit Freude erfüllte.

Wie dann der Bann von den Hörern wich, wollte die Begeisterung kein Ende nehmen und Regina mußte die Galanterien der jungen Herren über sich ergehen lassen, die, da sie schon seit einigen Wochen in den Reunions mit ihr getanzt, ein Recht auf sie zu haben glaubten. So währte es eine geraume Zeit, bis sie sich zu Gottfried hindurchsprechen konnte; er hatte sich mit Winzen schon einmal müde gefragt, als sie ihm endlich gegenüber stand.

Er war noch immer schmal und zart wie damals, als sie ihn zum erstenmale im Fenster des Parkhäuschens gesehen, doch lag jetzt ein weiser, fast alter Ausdruck über seinem Gesicht. Man würde ihm ohne Zweifel nun glauben, daß er älter war als Egbert, er bewegte sich auch mit vollkommener

Sicherheit, wenn er einigermaßen das Terrain sondiert hatte — er war ein Mann geworden.

Die Minute, die Regina in seinem Anschauen versäumt, hatte sie verloren, denn wie sie eben das Wort an ihn richten wollte, kam man herzugeströmt und umringte ihn. Hatte sich's doch eben herumgesprochen, wer er sei und ein Augen- und Ohrenzeuge berichtete lebhaft von seinen jüngsten Londoner Triumphen.

Man beschwor ihn um einen Vortrag, man bat, man flehte, junge Damen sagten ihm die süßesten Dinge und musikverständige Biedermänner drückten ihm vertrauenerweckend die Hand.

Man hätte all' der Anstrengung nicht bedurft, Gottfried wollte spielen, Regina würde ihm ja wieder einmal zuhören. Er sagte also zu — er wolle phantasieren. Man schickte nach seiner Geige, und Winz versprach im geeigneten Momente einzufallen.

Er spielte — nur für Regina, Winz setzte ein — nur für seine beiden Lieblinge. Sie hatten sich viel zu sagen und konnten das am besten mit den Geigen.

Die Übrigen, die da noch saßen und lauschten, wußten nicht, wie ihnen geschah, sie wagten nicht zu atmen, nicht zu denken, — sie lauschten und zitterten.

Wenn sie später von jenem Konzert erzählten, geschah's in Worten, die man für grobe Übertreibung zu halten geneigt war, aber die es gehört, waren alle einig in den Ausdrücken und es ergoß sich noch nach Jahren bei dem Gedanken an jenen Abend ein Schimmer von Verklärung über ihr Gesicht.

Regina weinte heiß und herzlich, und die Thränen spülten

den letzten Rest des alten Grolls gegen Gottfried aus ihrem Herzen. Dabei schalt sie sich beinah um diese Thränen und suchte bang nach einer Erklärung. — „Ich bin betrübt, daß ich während so vieler Jahre diese himmlische Musik entbehren mußte," tröstete sie sich, „nun aber soll kein Tag mehr vergehen, ohne daß ich sie höre."

Als sie dann endlich heimgingen und sein Arm in dem ihren lag, konnten sie zum erstenmal mit einander sprechen.

„Sag Du mir, Regina, Du weißt es am besten: hab' ich gelernt, seit ich Euch verlassen?"

Und Regina senkte das Köpfchen so tief, daß ihre Lippen seine Hand berührten. „Ja, Gottfried, Du bist unerreichbar groß geworden, ich schäme mich, daß ich Dich beneiden konnte — ich werde nie eine Künstlerin sein."

Da flog ihm das alte, liebliche Lachen, das er in Schwalbach gelernt hatte, das auf seinen Reisen nicht zum Vorschein gekommen war, über die Züge und er sagte: „Kleine Regina, Du bist schon eine Künstlerin und wirst immer mehr lernen — wir nehmen Dich mit in die Welt."

„Willst Du schon wieder fort?" fragte sie ängstlich.

Er aber schüttelte den Kopf und sah plötzlich sehr müde und krank aus: „Nein, mein Liebling, ich will lange, lange ruhen, um Kräfte zu finden für den Winter. Du mußt auch hier bleiben und dann setzen wir uns auf die Düne und lauschen dem Meeresgesang. Ich habe das letzte Mal viel von dem Meere gelernt; es ist ein wunderbarer Musikant. Du aber, Du mußt mir alle die alten Lieder vorsingen."

„Ich habe sie alle gemerkt, alle — ich weiß sie noch wie

von gestern, und mir ist's als wäre es erst gestern gewesen, daß Du in dem kleinen, sonnigen Stübchen auf und abgeschritten, mir ist's, als höre ich jetzt eben die Nachtigall ganz deutlich zwischen dem Meeresrauschen hindurch."

„Ich höre sie auch," flüsterte Gottfried und neigte sich nieder, bis er die Stirnlöckchen an seinen Wangen fühlte: „Hast Du manchmal an mich gedacht, Regina?"

„Immer, immer," rief sie mit thränenerstickter Stimme. „Ach, ich war so traurig und böse, daß Du hattest fortgehen können ohne Abschied und ohne Gruß — gestern noch. Aber seit ich Dich gehört habe, weiß ich, daß man um solcher Kunst willen alles vergessen darf und daß Du an nichts denken konntest, als an Deine Musik."

Gottfried schüttelte lächelnd den Kopf und neigte sich noch tiefer zu ihr herab: „Ich habe doch viel, ach, immer an Dich gedacht, Regina, gerade wie Du an mich. Bei allem Studieren und Musizieren dachte ich: wenn sie es hören könnte! bei allem Lob und Beifall der Menge: ob sie Dich loben würde? und heute habe ich besser gegeigt, denn je in meinem Leben, weil ich wußte, daß Du mir zuhörtest und ich spielte nur für Dich — für Dich ganz allein."

Regina antwortete nicht, sie zog ihre Hand aus seinem Arm und ein jäher Schrecken krampfte sein Herz zusammen: sie zürnt Dir! Da aber legten sich warme, weiche Arme um seinen Nacken und zogen seinen Kopf nieder, er fühlte die zitternden, weichen Löckchen an seinen Wangen und ein glühendes, kleines Gesicht schmiegte sich warm und innig an ihn.

* * *

Das Meer rauschte auf und ab, die Wellen sangen, der Sturm führte auch einmal ein gigantisches Konzert auf, aber Gottfried hörte nichts davon. Er war krank angekommen, und der erste Abend, dem eine lustig durchschwärmte Nacht gefolgt war, hatte ihn nicht gesünder gemacht. Er mußte das Zimmer hüten, viel zu Bett liegen und wurde nur selten an hellen, milden Tagen vor das Haus geführt. Egbert war unterdessen eingetroffen, früher, als sie ihn erwartet hatten. Er kam von Italien und war ein schöner, sich seines Zaubers wohlbewußter Mann geworden, der rasch in jeder Gesellschaft dominierte. Hier war ihm in dieser Richtung nur Fräulein Adelma Alzéa, die Sängerin, ebenbürtig, sie war schön und siegesgewiß wie er. In Rom waren sie sich vor Jahr und Tag begegnet, ohne sich näher zu treten, jetzt waren sie, wie das Fräulein sagte, aufeinander angewiesen; und bald beherrschten sie alle — Regina und Gottfried ausgenommen, die ganz ineinander aufgingen und durch ihre Einstimmigkeit manchmal ein unbequemes Gegengewicht gegen das Herrscherpaar bildeten.

„Das muß ein Ende nehmen, Madonna," sagte Egbert zu Fräulein Adelma, während sie Arm in Arm über den Strand promenierten. „Wir dürfen nicht leiden, daß diese beiden sich unsrer Gesellschaft so völlig entziehen. Gottfried ist oft wohl genug, um an den Festen teilzunehmen, aber man ist lieber en petit comité. Winz soll da Theoriestunden geben —, nun der Mensch lebt doch nicht von Musik allein. Mir als Maler wird es mitunter ganz bang, sie singen und klingen noch alle Farbe aus der Welt hinaus, Gottfried gar, der

keine Ahnung von ihrer Schönheit hat, so wie so, macht mich mitunter ganz wild, trotz aller Jugendfreundschaft. — Brauchen Sie Ihre Macht, Fräulein, locken Sie die Einsiedler heraus."

Adelma Alzéa hatte schon lange mißfällig bemerkt, daß der vielumworbne, junge Künstler, der in London allgemein für ihren Verehrer gegolten, sie hier um eines kleinen Landmädchens willen vernachlässigte. „Das macht, er kann mich nicht sehen," sagte sie, ihre dunkeln Augen aufschlagend.

„Aber er kann Sie hören und ich denke, Sie singen die kleine Regina noch zu Boden," antwortete ihr Egbert, der noch keine Gelegenheit gefunden hatte, einige Minuten ungestört mit seinem „Irrlicht" zu plaudern.

„Ich denke auch — freilich man spricht von Kinderbekanntschaft, das sind die einflußreichsten und — Sie haben sie nicht singen hören. Sie singt ja nur ihm vor, oben in den Zimmern, so leise und lieblich, daß ich mich selbst verwundern muß. — Aber auch ich habe hier noch nicht gesungen! Wollen Sie mir zu unsrem Siege helfen? Machen Sie Godofredo ein wenig eifersüchtig."

„Das läßt sich versuchen. Ich helfe Ihnen in allem, gebieten Sie über mich," sagte Egbert, galant ihren weißen Arm küssend, der aus den Spitzen des lichten Sommerkleides vorsah.

„Ich nehme ihre Dienste an. Nur eines, mein Freund," lächelte sie — „nicht verlieben, ja nicht! Das ist so langweilig, — so alltäglich." „Selbst so grausamem Befehle gehorche ich, wenn er von Ihnen kommt," sagte Egbert verbindlich."

Sie nickte ihm freundlich zu und ging ins Hotel, während er sein Skizzenbuch holte, um auf die Bilderjagd auszugehen.

„Wunderlich," dachte er, „wie ruhig sie mich läßt und doch ist alles vollendet an ihr, was einen Maler entzücken kann. Regina aber mit ihren geschmeidigen Gliedern, ihren scheuen, trotzigen Augen kränkt und entflammt mich." Und ohne daß er's wollte, gaukelte sie als Nixe auf seiner Seeskizze hin, wie sie einst in dem Waldbild aus den Bäumen geschaut hatte und noch in der Kampagna ihm über die Bilder gehuscht war.

Der „großen Sängerin," dem „Stern des Nordens," wie die galanten, geistvollen Kavaliere Adelma Alzéa nannten, wurde bald eine Gelegenheit, die Macht ihres Gesanges an dem jungen Geiger zu versuchen. Gottfried hatte nach zwei schlimmen Wochen seine gute Zeit. Regina zu Liebe, deren Pflegemutter sie nicht immer zurücklassen wollte, besuchte er fleißig die Zusammenkünfte der „Musikanten," wie man Pirottis Gesellschaft und die sich um ihn scharenden im Kurhaus nannte.

Heute unternahm man einen Ausflug nach den Dünen, da ein seltner Fisch gefangen und in dem nächsten Dorfe zu sehen sein sollte. Zur Heimfahrt hatten sich die älteren Damen einen Partiewagen bestellt, jetzt gingen alle zu Fuß.

Gottfried fühlte sich prächtig und sah frisch und munter aus; Regina und Pirotti, seine beiden Begleiter, führten ein ernsthaft musikalisches Gespräch. Regina wollte den Freund doch hören lassen, was sie alles in der langen, langen Zeit

gelernt hatte, wenn sie aber allein beisammen waren, hatten sie über andre Dinge zu plaudern.

Unterdes ließ sich Adelma von ihren Kavalieren, einer enthusiastischen Regierungsrätin und Geheimrats neugierigem Mariechen um ein Lied betteln. Heute — Gottfried war zum erstenmale im vollzählig versammelten Zirkel anwesend — sagte sie zu und meinte, im Fall auch Fräulein Braun singen und Herr Frank ein wenig geigen würde, könne ein kleines Konzert improvisiert werden.

Der seltene Fisch war nicht zu finden gewesen — es sei wohl auf dem jenseitigen Ufer passiert, oder auch gar nicht, oder vielleicht im vorigen Sommer, meinte Stine Larsen. Die Gesellschaft gab sich lachend zufrieden und lagerte sich im Sand. Der Wagen mit den Erfrischungen war da, man schmauste und plauderte, dabei hörte Regina auch, daß Fräulein Alzéa heute singen werde.

„Singt sie sehr schön?“ fragte sie Gottfrieden, der neben ihr saß und den Kopf in die Hand gestützt, auf seine Umgebung lauschte. Ein heitrer Zug ging über sein Gesicht. „Sehr schön, sie ist eine große Künstlerin. Habt Ihr sie denn noch nicht gehört?“

Reginen gab es einen Stich ins Herz — ich freilich, ich bin ihm nur die kleine Regina, „der wilde Waldvogel, dem man ganz gern zuhört,“ aber noch lange keine Künstlerin, dachte sie.

Gottfried hatte den Kopf nach der Sängerin gewandt. „Das freut mich, Adelma, ich höre Sie gern singen.“ Die Schöne lächelte und setzte sich an seine Seite, leise und lustig plaudernd.

Reginen stieg das Blut heiß und verwirrend nach der Stirn, sie sprang auf und atmete tief und heftig die Seeluft ein, die die Flut mitbrachte. Dann ging sie den Wellen entgegen, ein wenig seitwärts ausbiegend, um der Gesellschaft aus den Augen zu kommen.

Sie war schon ziemlich weit von ihr entfernt, als sie bemerkte, daß der Maler ihr nachgegangen war. Sie blieb stehen und ließ ihn herankommen. „Haben Sie die Fremde singen hören?“ fragte sie.

„Ich erinnre mich nicht“ erwiderte Egbert, während ein leises, befriedigtes Lächeln ihm um Mund und Augen flog. „Aber ich weiß von Gottfried, der es versteht, daß sie berücken kann, und Pirotti sagt, ihr Gesang sei schön, wie sie selbst. Wir werden einen großen Genuß haben.“

„Ich weiß, daß bernsteingelbes Haar besser gefällt als rotes,“ sagte Regina geringschätzig. Ich danke Ihnen, Herr Eisung, ich werde die Berückende ja heute selber hören.“ Damit wandte sie sich und stieg die Düne hinauf, da die Flut näher kam.

Er folgte ihr. „Warum sind Sie immer so schnell fertig mit mir, Fräulein Braun? Ich bin doch so gut ein alter Bekannter wie Gottfried, und ich bin nicht ohne Lebewohl davongelaufen, wie ein Gewisser, der's allen Frauen anthut und mir gar nichts übrig läßt.“

Ein feines Rot färbte Reginas Wangen höher und sie wandte sich ab, es zu verbergen. Plötzlich kehrte sie ihm ihr Gesicht wieder voll zu: „Das ist nicht wahr und man lügt nicht zum Zeitvertreib. Was wollen Sie also?“

„Regina!“ rief er verwirrt durch ihre seltsame Geradheit und versuchte ihre Hand zu fassen. „Sie sind grausam. Sie wissen selbst am besten, daß ich nicht lüge. Hat nicht Ihr Herz ihm vom ersten Tage an gehört und Adelmas, so scheint mir auch; warum wäre sie mit hierher gekommen? Und hat denn alles Bitten und Flehen der Übrigen die Spröde vermocht zu singen? Heute aber, wo er unter uns ist, thut sie's, weil sie den Blinden nicht mit zündenden Blicken in Flammen setzen kann, wie die andern Sterblichen. Sie sagen bernsteingelb sei schöner als rot — ach, ich wollte Ihnen ganz etwas andres sagen, aber ich lüge ja. Und Gottfried — ein Narr ist er, wenn er sich von der korngelben Sirene fangen läßt — hätte er nur Augen zu sehen, wie schön der kleine, rothaarige Kobold geworden ist, zu sehen, wie magisch weiß diese Stirne leuchtet, wie korallrot diese Lippen funkeln und leise, leise beben — der Seeluft entgegen, Regina, oder seinem Kuß?“

„Lassen Sie meine Hand los,“ rief sie zornig, „was kümmert das Sie, ob ich schön bin oder häßlich!“

„Das kümmert mich sehr viel,“ sagte er lächelnd, indem er vor sie hintrat, so daß sie zwischen ihm und der heranrauschenden Flut stand. „Haben Sie vergessen, Fräulein Regina, daß ich ein Maler bin und daß ich schon vor Jahren Ihr Gesicht der Unsterblichkeit würdig fand, während es die andern verlästerten. Jetzt sind Sie vollendet in Ihren wunderbaren Reizen und ich, der ich lebe und atme im Dienste, im Genusse der Schönheit, ich sollte mich nicht um die Blüte kümmern, deren zukünftigen Glanz ich schon an der Knospe erriet — und vor allem, ich sollte es ruhig ertragen, wenn

all das Licht in der Nacht eines Blinden untergeht? Ich sehe Sie, Regina, sehe Ihren himmlischen Liebreiz — nicht nur mit meinen trunkenen Augen, nein mit Seele und Sinnen, mit all meinem Empfinden. O nur einmal, nur ein einziges Mal diese süße Gestalt umfassen, nur einmal diese purpurnen Lippen küssen, — nein, nicht einmal — tausendmal. —

Er stand dicht vor ihr, sie fühlte seinen Atem wehen, seine brennenden Augen waren so unheimlich nahe, daß ihr ein Schauer durch die Glieder ging. Sie suchte die Höhe der Düne zu gewinnen, aber der Sand wich unter ihren Füßen und zurück konnte sie nicht mehr. Abwehrend streckte sie die Hand vor sich und sagte mit trockner Stimme, aber hart und ruhig: „Gehen Sie hinunter zur Gesellschaft und reden Sie nie wieder zu mir. Sie waren immer ein wilder Gesell und machten sich ein Vergnügen daraus, mich zu ärgern und zu necken. Und so muß es heute auch sein, denn Gottfried ist Ihr Freund. Wenn ich das nicht wüßte, ich wäre ganz irre geworden an Ihnen, da ich Sie so phantasieren hörte. Es mag gut sein, Sie haben mich wieder einmal geneckt und nur übersehen, daß ich nicht mehr das Kind bin, gegen das man sich allerlei Übermut erlauben konnte. Aber niemals will ich es wieder hören, das Sie über den armen Blinden spotten, hören Sie? Niemals."

„Den Armen! Jawohl, Mitleid mit den dunklen Locken, der zarten Bläße seines jugendlichen Gesichts, den traurigen Augen, der schwärmerischen Stimme und ehe Ihr Euch dessen versehn, hat sich das Mitleid in Liebe verwandelt — um die wir armen, normalen Menschen vergebens bitten und betteln."

„Schämen Sie sich! Sie beneiden den Freund um das geringe Gute, was ihm aus seinem Unglück entspringt — das bischen Mitleid! O, um das Mitleid der ganzen Welt möchte ich nicht blind sein."

„Und mir wäre das Ihre genug, Regina! Ich gäbe mein Augenlicht dafür hin."

„Jetzt ist's genug! laßt mich vorbei!" rief sie heftig und trat einen Schritt vor. Er aber faßte ihre Hand und plötzlich ruhig und ernsthaft, sprach er: „Sie verachten mich, Regina, weil Sie glauben, ich habe die Freundschaft gebrochen. Mein Gott, bedenken Sie doch, daß wir in der Zeit, von der sich diese Freundschaft herschreibt, noch rechte Kinder waren, daß eine Welt von Erfahrungen in den Jahren liegt, die uns getrennt haben, und daß am Ende einem Maler, den seine Kunst ausfüllt, nicht wohl ein Blinder genügen kann."

Regina zuckte verächtlich die Schultern! „Künstlereitelkeit." —

„Nicht so, — das ist wahrhaftig zu gering gedacht. Jetzt dürfen Sie nicht gehen. Sie müssen mir erst ein Wort der Erklärung, der Verteidigung erlauben. Sie bleiben! Das bewilligt man ja jedem Verbrecher. Meine Kunst erfüllt mir Herz und Sinne — Sie lachen — es ist aber doch so, und Sie, die Sie hier den Gesellschaftsmenschen sehen, der sich mühsam durch ein paar dürre Wochen durchschlägt und sich recht vergnügenssatt macht, um desto schaffensdurstiger zurück zu seiner Muse zu kehren — Sie mögen das jetzt bezweifeln, aber Sie werden mir schon noch glauben, wenn Sie meine Bilder sehen, daß sie mit Herzblut gemalt sind. Glauben

Sie nun, daß ein Freund meine Seele befriedigen kann, der nichts ahnt, nichts versteht von dem, was mir alles ist?"

„Genug! Sie lästern den Freund, der Ihnen unwandelbar treu ergeben ist und dem Sie selbst noch fortdauernd Freundschaft heucheln. Sie lügen, Sie betrügen, Sie —"

„Und wer ist schuld daran?" rief Egbert leidenschaftlich und vertrat dem Mädchen von neuem den Weg. „Sie! nur Sie allein. Wie soll ich's ertragen, daß er täglich dumpf und stumpf neben Ihnen hingeht, ohne nur zu ahnen, welche Fülle von Schönheit, Glanz und Lieblichkeit an seiner Seite strahlt. Da ist es mir erst klar geworden, daß er für mich, immer und ewig nur ein Fremdling sein kann."

Regina schwieg — ihr war bange vor seinen Worten, deren Klang wilder war, als der Inhalt. Vorwärts vertrat er ihr hartnäckig den Weg, so wandte sie sich mit plötzlichem Entschluß dem Meere zu und stieg die Düne hinab. Eine Minute darauf fühlte sie sich an der Schulter festgehalten und ihre Hand gefaßt.

„Du bist wahnsinnig, Mädchen, in Deinem Trotz. Besinne Dich doch, wie die Flut schon gestiegen ist. Hier kannst Du nicht zurück. Seh ich aus wie ein Wegelagerer? Dort führt der Weg zur Gesellschaft."

Sie wandte sich mit gesenkten Augen und schritt stumm an ihm vorüber. Noch einmal faßte er ihre Hand: „Nicht einen Blick — kann ein Mädchen so grausam sein? Ich lasse Sie frei, wo Sie in meiner Gewalt sind. — Regina, nur einen kleinen Zoll," rief er mit einem Versuch zu scherzen, „einen einzigen Kuß. Ich könnte ihn nehmen, aber er ist

süßer, wenn Sie ihn mir freiwillig geben. Einen einzigen Kuß — und der Weg ist frei zu ihm, den Fräulein Adelma derweilen gewiß besser unterhalten hat, wie ich mein sprödes Irrlicht."

Regina wurde leichenblaß, alles Blut drängte ihr nach dem Herzen, mit jähem Ruck machte sie ihre Hand frei, blitzschnell bückte sie sich und ehe Egbert zur Besinnung kam, fühlte er den feinen Dünensand in seinen Augen brennen.

Als er wieder sehen konnte, war Regina schon jenseits der Düne auf dem Weg zu der Gesellschaft. Sie ging langsam, als sie sich vergewissert hatte, daß der Maler ihr nicht folgte; trotzdem langte sie mit klopfendem Herzen am Frühstücksplatz an. Pirotti kam ihr entgegen; Gottfried, den die ungewohnte Luft ermüdet hatte, war an ihrer Stelle mit den Damen zurückgefahren und auch der Rest der Gesellschaft war im Aufbrechen.

„Wir sahen Sie mit Herrn Eisung über die Düne laufen, haben Sie auch Muscheln gesucht? Wir haben schöne, bunte Schnecken gefunden," berichtete Reginen Geheimrats Mariechen und machte Miene, sich ihr anzuschließen.

Sie aber nahm Pirottis Arm und flüsterte ihm hastig zu: „Ich bin todmüde, reden kann ich nicht, retten Sie mich!"

Pirotti hatte die „kleine Sirene," wie er sie gern Winzen und Gottfrieden gegenüber nannte, nach seiner Art lieb gewonnen. Er sah anfangs, mit dem Auge der Eifersucht, wie viel sie und Gottfried einander waren, aber er war gewohnt mit gegebenen Faktoren zu rechnen und so verwebte er Regina in seine Zukunftspläne.

Wie sie jetzt nach einigen stummen Minuten bittend zu ihm aufsah und sagte: „Sprechen Sie mit mir! Verjagen Sie mir meine dummen Gedanken. Sagen Sie mir, ob ich je eine Künstlerin werden kann, die sich neben Fräulein Alzéa stellen darf," da entrollte er ihr ein lockendes Bild der kommenden Zeiten.

Sie ließ ihn reden und lächelte dazu, wie der Wandrer lächelt, der nach langer Reise am Abend zuerst die Spitze des heimischen Kirchturms leuchten sieht.

* * *

Sie waren langsam gegangen, so daß auch die letzten Nachzügler sie überholt hatten und fanden im Hotel die Freunde schon im sogenannten Musiksaal versammelt. Man scherzte und lachte. Fräulein Adelma war sogar ein wenig übermütig und eilte Pirotti sogleich entgegen, ihn in die Debatte zu ziehen.

Regina durchflog mit schnellem Blick das große, längliche Zimmer und sah Gottfried am letzten der Fenster, die die lange Seite des Zimmers durchbrachen, allein sitzen. Sie ging langsam hinüber zu ihm, rechts und links mit freundlichem Lächeln grüßend.

„Wie blaß Du aussiehst, Gottfried," empfing Sie den Freund. „Geh hinein und ruhe Dich aus, sie lärmen so, Du kannst wieder krank werden."

„Bewahre, Regina," sagte er heiter, „ich bin nur ein wenig müde, darum habe ich mich nach dem stilleren Eckchen geflüchtet. Da sitz' ich ganz bequem und höre Euch zu. Ich

kann Dir nicht sagen, wie ich mich nach Musik sehne; wie ein Durstender nach dem Wasser."

„Ja wohl, die Schöne, die Unvergleichliche wird singen!" sagte Regina mit leisem, dumpfem Groll.

Gottfried sollte nichts davon wissen, daß ihr die Sängerin Kummer machte, aber er kannte ihre Stimme zu genau, um den fremden Ton zu überhören.

„Und Du wirst singen, mein Liebling," sagte er, „denke, daß ich Deine Stimme nur immer gedämpft gehört habe. Mir ist's wie ein Traum, wenn ich an das Konzert denke und an Deinen Gesang. Mit wie großen, königlichen Tönen sangst Du das lascia ch'io pianga! ich konnte meine kleine Nachtigall anfangs gar nicht herausfinden."

Regina lächelte leise, während ihr ein paar Thränen in die Augen stiegen, aber sie schwieg und da er das Lächeln nicht sehen konnte, fuhr er nach kurzer Pause fort: „Ich glaube, Du bist eifersüchtig auf Adelmas Stimme, Kind."

Regina zuckte die Achseln und sagte ein wenig verächtlich: „Ich? eifersüchtig? Und auf des Fräuleins Stimme! Nein, Pirotti hat gesagt" —

Sie wurde plötzlich rot und hielt inne. Sie wollte ihm doch lieber nicht sagen, was Pirotti ihr unterwegs vorgeplaudert hatte.

„Was hat Pirotti gesagt?" fragte er nach einer kleinen Pause, während welcher er auf die Fortsetzung ihrer Rede gewartet hatte, unterdes sie glaubte, er lausche auf die Vorbereitungen seiner Kollegen und Adelmas Lachen.

„Laß nur," antwortete sie ihm, „sie fangen jetzt an."

Sie fingen aber noch nicht an, sondern Fräulein Alzéa kam herangerauscht, nachdem sie sich erfolglos nach Egbert umgesehen und forderte Regina auf, das Konzert zu eröffnen. „Ich lasse Ihnen gern den Vorrang," sagte sie.

Regina lachte, daß ihre kleinen, weißen Zähne unter den roten Lippen hervorblitzten und sagte: „Nein!" Dabei blieb sie.

„Wenn ich singen soll, muß mir erst die Lust kommen. Ich habe mich auf den sandigen Wegen müde gelaufen, Sie sind herübergefahren. Singen Sie nur einstweilen, ich höre Ihnen recht gern zu."

Sie sagte das alles ein wenig obenhin, ein wenig unartig, als necke sie sich mit irgend einem jungen Fant, und ihr lebhaftester Saisonverehrer, den ihr die Sängerin in den letzten Wochen beinah entführt hatte, flüsterte seinem Nachbar zu: „Sie hat Rasse, die Kleine, ich bin ein Narr, wenn ich sie um der andern willen laufen lasse."

Gottfried aber hörte in dem hellen, scharfen Klang der lieben Stimme recht gut das Forcierte.

Fräulein Alzéa gab sich keine Mühe weiter mit „dem Kind," hatte sich aber geärgert und wollte nun auch nicht anfangen. So spielte Winz, der eigentlich nur hatte kritisieren wollen, eine Rhapsodie, die Pirotti mit großer Kunst begleitete und Gottfried vergaß im glückseligen Lauschen die Badegesellschaft, vergaß, daß Pirotti etwas gesagt hatte, was Regina erzählen wollte, vergaß die schöne Sängerin und beinah auch die kleine Freundin an seiner Seite.

Doch nein, wie jetzt Winzens Geige so wundermächtig lang, legte er seine Hand auf ihren Arm und drückte ihn

heftig — nur einen Augenblick lang, aber sie verstanden sich beide ganz gut. Auch Adelma bemerkte und verstand es. Sie sah sich noch einmal ärgerlich nach dem säumigen Maler um, der ihr ja heute morgen versprochen hatte das Mädchen zu beschäftigen, dann ging sie mit leisen Schritten zu dem Blinden und stellte sich hinter seinen Stuhl.

Als das Musikstück beendet war, flüsterte sie ihm zu: „Unvergleichlich sind, die Ihnen angehören. Es ist, als dürfe Ihnen nur göttliche Musik nahen, als würden all' Ihre Freunde durch die Nähe Ihres Genius über das Niveau der sogenannten Künstler emporgehoben."

Gottfried schüttelte lachend den Kopf, sagte aber: „Ich will es gelten lassen, wenn Sie selbst sich zu meinen Freunden zählen."

„Und das meinen Sie im Ernst? Sie rechnen mich wirklich zu den Ihrigen, stolzer Geigerkönig," rief sie mit warmer, bestrickender Stimme, „das macht mich stolz, und so sollen Sie gleich etwas hören. — Was soll ich singen, mein Freund?" fragte sie mit Betonung und neigte sich zu ihm nieder, daß er den Hauch ihres Mundes spürte.

„Was Sie wollen — doch nein — Sie haben mich einmal wünschen lassen — singen Sie mir ein Schubertsches Lied, Niemand sonst singt sie, wie es ihnen gebührt, obgleich sich jeder einbildet, sie recht gut zu singen."

„Schön, dann will ich Ihnen „am Meer" singen; wir kommen ja vom Strande."

Sie eilte, Pirotti um seine Begleitung zu bitten. Die „Kunstfreunde", die sich gegen Winz in Artigkeiten erschöpft

hatten, verstummten und gruppierten sich aufs neue um Fräulein Alzéa zu lauschen.

Sie sang wunderschön. Reginas eifersüchtig auf einen Fehler, eine Unart lauschendes Ohr, mühte sich vergebens; man konnte nicht schöner, nicht vollendeter, nicht ausdrucksvoller singen und ihr thörichtes Herz zuckte und bebte. Sie sah ängstlich auf Gottfrieds Mienen, die immer heitrer, sonniger wurden und die Brust drohte ihr zu zerspringen. Diesmal wandte er sich nicht zu ihr, diesmal hatte er sie vergessen.

Sie stand leise auf und ging zu Winz, der nahebei im Fenster lehnte. Des Alten Hand hielt sie fest, das war ihr ein Trost, so konnte sie die Thränen hinunterschlucken und leidlich bei Fassung bleiben.

Adelma ließ ihr auch Zeit, die erste Erregung zu überwinden, denn sie sang nicht nur das eine Lied. Sie sah den Sonnenschein auf Gottfrieds Gesicht, sah, daß Regina ihn verlassen hatte — ein Blick verständigte sie mit Pirotti, sie sang weiter: „Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen.“ Und wie noch die schwere, unheimliche Melancholie des Liedes die Hörer stumm machte, begann sie das zärtlich, sehnsüchtige: „Ich hab' eine Brieftaub' in meinem Sold.“

Hiernach brach nun der Beifall los; man lobte, schmeichelte, und bat um mehr. Sie schüttelte lachend und befriedigt die gelben Locken und sah sich um. Gottfried sprach lebhaft und heiter mit Pirotti, Regina hörte ihm offenbar zu, obwohl sie neben Winz stehen geblieben war, und dort lehnte ja auch Egbert an der Korridorthür und legte die Hand aufs Herz, als ihn jetzt Adelmas Blicke trafen. Sie war zufrieden.

„Nein, nein!“ rief sie, nun muß Fräulein Braun singen.“

„Ja, ich will singen,“ sagte Regina ruhig, aber über ihrer Stimme lag ein Schleier und Winz schüttelte den Kopf. Pirotti kam mit Noten und erbot sich zu begleiten, Regina dankte ihm freundlich abweisend und ihren Arm in Winzens schiebend fragte sie: „Können Sie mir die Nachtigallmelodie spielen?“

„Ob ich das kann!“ lachte er, „die habe ich mit zwanzig Jahren gemacht auf ein Paar blaue Augen, die vergeß' ich nicht und wenn ich hundert alt werde.“

„Gut, ich erdachte mir mit fünfzehn Jahren den Text dazu,“ sagte Regina herb, „Sie erinnern sich, wir haben's einmal zusammen probiert. Es ist das erste, was ich von Gottfried gehört habe.“

Winz griff ein paar einleitende Akkorde und Regina sang, nein zwitscherte und trillerte das Nachtigalllied.

Sie hätte nichts bessres wählen können; nun war ihr Gesang gar nicht mit dem ihrer Rivalin zu vergleichen, nun war er ihm so fremd, wie das Irrlicht der Sonne, das Meer der Rose, der Sturm der Ruhe. Und Regina hatte das Lied mit dem vollen Bewußtsein gewählt, daß sie im besten Falle ebenso gut singen könne wie die Alzéa, aber sie wollte sich in Gottfrieds Herz hineinsingen und jene verdrängen, also mußte sie mit Hilfe dessen zu siegen suchen, was dem Freunde lieb und vertraut war.

Mitten im Singen aber fiel ihr Auge plötzlich auf Egbert und sie erinnerte sich, daß er gesagt: Adelma werde Gottfried

Bayerische Staats-Bibliothek München

gut unterhalten — dort saß sie ja auch jetzt neben ihm. — Arme kleine Regina! — Sie verlor plötzlich alle Zuversicht. Sie blickte zu Boden, sie wollte nichts mehr sehen und sang immer leidenschaftlicher, immer heftiger, immer schluchzender. Dabei lag ihr das Herz wie ein Bleigewicht in der Brust, der Kopf that ihr weh, ihre Augen brannten. Sie sah nicht, daß sich die Sängerin mit zuckender Lippe abwandte, nicht daß Pirotti glänzenden Auges an ihrem Munde hing, nicht daß dem Geliebten Thräne um Thräne von der Wange rollte. Sie gab ihn und sich selbst verloren. Kaum hatte sie den letzten Ton gesungen, die Begleitung klang noch leise fort, lief sie hinaus, hinauf nach ihrem Zimmer und weinte bitterlich.

* * *

Pirotti und Winz standen Schildwache für sie, denn die andern wollten im ersten Entzücken das Zimmer der Entflohenen stürmen. Adelma behauptete leise gegen Egbert: Das sei eine raffinierte Koketterie, sich jetzt dem Lob zu entziehen. Frau Wertheim war ganz ungehalten über das „kindische Ding!“ Sie hätte am Ende auch ihren Willen durchgesetzt und die Flüchtige zurückgeholt, wenn nicht Gottfried sich krank erklärt und fort verlangt hätte, wodurch denn das improvisierte Konzert um seine Fortsetzung kam und die Gesellschaft sich zerstreute.

Eine Stunde später klopfte Winz an Reginas Thür. „Ich bin's; machen Sie nur auf, Kind, ich bin ganz allein! und

ganz so stürmische Flucht war schon nicht nötig; die Leute zeigten sich leidlich vernünftig. Jetzt aber kommen Sie mit zu Gottfried, wir haben ihn zu Bett bringen müssen, der Tag war ein wenig bunt für einen Genesenden. Zuletzt haben Sie ihm auch noch Thränen entlockt, da gibt er denn keine Ruhe, bis er Sie gesprochen hat — vermutlich will er Ihnen eine kritische Vorlesung halten. — Na, kommen Sie nur, Kranken thut man ja den Willen."

Regina hatte rote Augen, heiße Wangen und sah ein wenig verwirrt aus, doch besann sie sich nicht lange, fuhr mit einem feuchten Tuch über das Gesicht strich sich übers Haar, zupfte an ihrem Krägelchen herum und hing sich dann in Winzens Arm, um sich führen zu lassen. Gottfried sah blaß aus und lag in seiner großen, schönen Stube zu Bett. Vorerst nahm er nur Reginas Hände zwischen die seinen und ließ sie nicht wieder los, sie mußte sich neben ihn setzen; dann lag er einige Minuten ganz still, sich in dem behaglichen Gedanken, daß sie neben ihm säße, wohlfühlend.

„Ich bin nicht krank," sagte er leise lachend, „ich habe ihnen nur den Willen gethan und mich zu Bett gelegt, weil ich zu froh bin, um mich mit ihnen zu streiten. Schicke die Tyrannen fort, Regina, ich möchte ein wenig mit Dir konspirieren."

Regina sah bittend zu Winz hinüber, der nickte lächelnd und ging Pirotti entgegen, der eben zurück kam.

Gottfried lauschte, ob sie ihm gehorchten und dann flüsterte er dem Mädchen zu: „Ich muß wieder einmal nach unserm Dörfchen, ich muß die kleine Nachtigall singen hören. Die

Rosen duften auch nirgends wie daheim, und die Bäume rauschen in Schwalbach anders wie in der ganzen Welt. Schreib's Deinem Onkel, daß wir kommen — dann über=rumpeln wir sie hier, Pirotti muß wohl wollen, da mir diesmal die Seeluft nicht so recht bekommt! So wie ich auf bin und kräftiger, reisen wir. Willst Du, Regina?"

„Gewiß will ich," sagte sie eifrig, „ich schreibe gleich an den Onkel, und stelle ihn an, daß er mich ein paar Wochen heimverlangt, er thut's gern und er hat doch das Recht dazu. Die hier könnten sonst denken, ich wolle Dich ent=führen."

Sie lachte leise und schelmisch, plötzlich wurde sie ernst: „Aber Fräulein Alzéa, Gottfried, wird sie nach unserm Dörfchen kommen wollen?"

„Kaum," sagte er, „es muß halt ohne sie gehen, Regina — wenn Du sie entbehren kannst?"

Regina lachte lustig auf, mit dem alten, Schwalbacher Lachen, das Frau Barbara so verdrossen hatte, und Gottfried fühlte plötzlich einen leisen Hauch auf der Stirn; wie er aber nach ihr fassen wollte, rief sie ihm schon von der Thüre aus zu: „Ich schreibe an Onkel Erich."

Am andern Morgen hatte Pirotti eine wichtige Unter=redung mit Frau Wertheim. Das Ende einer lebhaften De=batte war, daß sie ihm versprach, Regina für seine Herbsttour zu gewinnen. Er hatte entschieden Glück — Adelma und Regina — nun noch Winzen erobert, den ja diesmal zwei Herzkinder lockten, so war er für die Stürme des Winters gerüstet, wie noch nie.

Unterdes hatte Gottfried, der sich heute viel wohler fühlte, mit Regina ein Plauderstündchen, in dem meist verödeten Lesezimmer. Sie erzählte ihm, was sie Onkel Erich geschrieben und beide schwärmten von den Schwalbacher Nachtigallen. Als er erfrischt und erheitert nach seinem Zimmer in den zweiten Stock zurück wollte, trat Adelma zu ihm.

„Nehmen Sie sich in Acht vor dem Mädchen," flüsterte sie, Regina nachblickend, „ich bin Ihre Freundin, das haben Sie oft erprobt — die kleine Schlange aber ist falsch und fährt mit dem Winde. Heute Sie, gestern jener, und morgen wieder ein andrer. Geheimrats Mariechen hat sie mit dem Maler auf den Dünen gesehen — die beiden ganz allein, sehr weit ab von der Gesellschaft. Sie war ja nirgends zu finden, als wir heim wollten — und der andre auch nicht — Ihnen aber girrt sie vor, wie ein unschuldig Täubchen."

„Adelma!" rief Gottfried heftig.

„Sie denken ich klatsche — aber das will ich lieber ertragen, als mit ansehen, wie Sie von Ihrem Freund und Ihrem Liebchen betrogen werden. Was war denn das gestern? ‚Ich singe nicht! nein! ich muß erst Lust bekommen,' und wenn bekam sie Lust? Eben da derselbe Maler, Ihr teurer Jugendfreund, endlich zurückgekommen war. Und was sang sie dann! Liebe! Liebe! und wie sang sie's! heiß zum verbrennen. Diese Musik! — Diese Melodie! Frau Venus singt sie im Hörselberg so."

Gottfried schüttelte den Kopf: „Winz hat die Melodie gemacht, und die Nachtigall singt so in den Schwalbacher Büschen —".

„Sie glauben, ich verleumde und verteidige ihren Liebling. O, es ist wahr, daß warnenden Freunden am übelsten gedankt wird. Trotzdem kann ich nicht dazu schweigen, wenn Sie betrogen werden, weil Sie nicht sehen können, was uns andern allen sonnenklar ist. Nein, um das zu leiden habe ich Sie viel zu lieb Gottfried — im rechten Augenblick werde ich da sein — einstweilen hüten Sie sich vor Ihrer goldigen Schlange."

Sie rauschte den Korridor entlang, während Gottfried betäubt vor seiner Zimmerthür stand und die Klinke in der Hand, vor wechselnden Gedanken, nicht dazu kam, zu öffnen.

„Nein, nein!" murmelte er. „Aber ich bin blind, ich sehe ja nicht, was andern sonnenklar ist. — Regina und Egbert? Sie mochten sich nie leiden — und jetzt — jetzt wäre es abscheulich. Adelma sieht Gespenster.

Aber das Gift saß doch im Herzen und brannte. „Ich will sie selber fragen, wenn sie nein sagt, dann mag die ganze Welt: Ja! rufen; ich glaube ihr und niemandem weiter."

Er stieg langsam die Treppe wieder hinab, nach ihrem Zimmer und klopfte. Niemand antwortete. Die Zimmerkellnerin ging vorbei und sagte ihm, das Fräulein sei nur nebenan bei der gnädigen Frau, er könne ja einstweilen hineingehen. Sie machte ihm die Thür auf und führte ihn nach dem Lehnsessel im Fenster. Da setzte er sich nieder um zu warten und wenn es bis morgen gewesen wäre, denn es gab nichts auf der Welt, was ihm außerdem der Mühe wert schien.

Nebenan hörte er die Stimmen der beiden Frauen, durch eine große, schwere Portiere gedämpft.

Als Regina sich von Gottfried getrennt hatte und ihr Zimmerchen betrat, empfing sie die Patronin sogleich mit der großen Neuigkeit.

„Kind, komm schnell einmal herüber, ich habe tausenderlei mit Dir zu besprechen. Da war eben der Kapellmeister hier, um Dich für seine Herbstkonzerte zu engagieren."

Regina schlug in die Hände vor Vergnügen: „Pirotti ist ein prächtiger Mann."

„Ich dachte mir, daß Du Dich freuen würdest, in Gemeinschaft mit diesen trefflichen Künstlern zu wirken, habe aber natürlich meine Zustimmung etwas kühler zu erkennen gegeben."

„Warum denn? es freut mich doch."

Frau Wertheim zuckte die Achseln: „Mitunter gefällst Du Dir darin, die Einfalt vom Lande zu spielen; wenn wir uns nicht selbst kostbar machen, wer soll uns für einen Edelstein nehmen? Nun, ich habe vernünftig mit Pirotti gesprochen und das ist alles in bester Ordnung. Jedenfalls müssen wir gleich nach Kroning zurück."

„Zurück?" fragte das Mädchen mit der Hand nach dem Herzen greifend.

„Ganz notwendig; Du mußt bis zum Herbste noch allerlei lernen."

„Das kann ich hier auch — zumal es Winzen nicht einfallen wird, mit heimzukommen."

„Wir müssen uns eingehend mit Deinen Toiletten beschäftigen, wenn Dich Fräulein Alzéa nicht völlig überstrahlen soll und“ —

„Sie ist doch schöner als ich; und wenn meine Kleider durchaus mich illustrieren sollen, so haben wir dazu noch viel Zeit.“

„Und mein Mann sehnt sich sehr lebhaft nach uns“ —.

„So plötzlich?“ Regina lachte, sie erinnerte sich, daß bereits sein erster Brief, vor nahezu sechs Wochen, sehnsüchtig gelautet hatte, ohne daß das irgend einen Eindruck auf ihre Gönnerin gemacht; hier bleiben mußten sie noch — wenigstens bis Onkels Brief kam, der sie heimverlangen sollte, also schlang sie den Arm um Frau Wertheims Taille und schmeichelte: „Liebste, beste Pflegemutter, das alles wird nicht so schlimm sein und auch nicht wichtig genug uns hier fortzutreiben, wo es so schön und gesund ist. Sie sehen ja doch, daß ich hier mehr lernen kann, wie irgendwo auf der Welt, und daß in ganz Kroning nicht so viele wirkliche Musikanten sind, wie in unserm Hotel. Und Sie selbst, Mamachen — denken Sie doch auch ein wenig an sich und nicht bloß an meine Karriere, denken Sie daran, wie tot es jetzt in Kroning ist, und daß kein Mensch von fashion schon nach der Stadt zieht.“

„Kind,“ rief Frau Wertheim belustigt, „dahinter muß ganz etwas Absonderliches stecken. Wer um alles in der Welt hält Dich denn hier festgezaubert? Sieh', wie Dir das Blut ins Gesicht schießt! — doch nicht etwa der wilde Maler, der jetzt immer um Dich herum schleicht und Dir Augen macht, wie einstens meiner Leoni?“

„Egbert?“ In Reginas Gesicht blitzte es: „Wie hellsichtig Sie sind, Mamachen! und wenn es nun Egbert wäre? Leoni kann er doch nicht mehr anbeten. — Lassen Sie uns noch ein wenig hierbleiben, ich bitte recht schön — recht schön.“

Sie hatten unwillkürlich im Laufe des Gespräches lebhafter und lauter gesprochen, jetzt brach Regina jäh ab, denn aus ihrem Zimmer herüber klang es, als fiele ein schwerer Gegenstand zu Boden. Sie riß die Thüre auf, die sich nach Frau Wertheims Salon zu öffnete und als diese ein wenig langsamer nachkam, fand sie das Mädchen neben Gottfried knieen, der quer vor der Thür lag, die rechte Hand krampfhaft in die Portiere gefaßt, an der er sich im Fallen hatte halten wollen und die nun mit am Boden lag. Er sah leichenfahl aus und das rote Blut quoll ihm aus dem Munde. Als Frau Wertheim mit einem Schreckensrufe näher trat, blickte Regina zu ihr auf, so blaß wie der Verunglückte. „Tot,“ flüsterte sie mit heisrer Stimme.

* *
*

Er war nicht tot. Der Arzt brachte ihn wieder zur Besinnung und dann zur Ruhe, aber er gab den besorgten Freunden wenig Hoffnung.

Regina war nicht aus dem Zimmer gegangen, obwohl Gottfried den Kopf weggewendet hatte, als er zuerst ihre Stimme gehört. Wie nun die andern nicht mehr so dicht um ihn beschäftigt waren, setzte sie sich auf den Bettrand und rief ganz leise seinen Namen.

Er wollte nicht antworten, er wollte nicht hören, ihre Stimme that ihm weh und doch wohl zugleich. Er wollte sie fortschicken und konnte sie doch nicht entbehren, er wollte ihr sagen, daß er sie durchschaue und verachte und hasse, aber er sagte nur: „Regina, habe ich recht gehört, oder habe ich geträumt?“

„Du hast ganz recht gehört und doch träumst Du,“ flüsterte Regina, indem sie vom Bettrand glitt und neben ihm niederkniete. Ich konnte ihr doch nicht sagen, daß ich auf des Onkels Brief wartete, der uns nach unserm lieben Dörfchen holen soll, da hätte ich gleich mit fortgemußt nach der häßlichen Stadt — fort von Dir.“

„Sirene“ murmelte der Kranke und wandte den Kopf nach der Wand.

„Oder sollte ich ihr sagen: es ist alles um des Gottfrieds willen. Nein, Herzallerliebster, das sage ich nur Dir, Dir allein. Was brauchen's die andern zu wissen? Dir aber sage ich's, daß ich Dich lieb habe, Dich allein auf der weiten Welt — über alles, alles, alles.“

Sie drückte den Kopf in die Kissen und er strich ihr leise und müde mit der Hand über's Haar, lächelte aber glücklich vor sich hin; er dachte nicht mehr an Adelmas Warnungen.

„Glaubst Du mir?“ fragte Regina nach einer kleinen Weile.

„Wie mir selber,“ antwortete er.

„Und nun schlaf Dich gesund, mein Liebster.“

Sie stand auf und ging. Am andern Morgen kam sie

wieder und setzte sich neben das Bett. So blieb sie auch während der beiden folgenden Tage bei ihm, nur die Mahlzeiten teilte sie mit Frau Wertheim, deren lebhaften Wünschen ungern nachgebend. Winz und Pirotti teilten sich des Nachts in die Wache. Adelma hatte einmal ins Zimmer geschaut, aber als sie Regina sitzen sah, drang sie nicht weiter vor und Egbert kam täglich um die Mittagsstunde, wo er sicher war, das Mädchen nicht zu treffen.

Als der Arzt am Morgen des dritten Tages ging, begleitete ihn Regina auf den Korridor: „Sie machen ein sorgenvolles Gesicht — sagen Sie mir die Wahrheit."

„Liebes Fräulein, wenn unsereiner die Wahrheit wüßte!"

Sie schüttelte den Kopf, weil sie nicht gleich reden konnte, dann fragte sie leise bittend: „Und jener Anfall — ist er schuld an seinem jetzigen Leiden?"

Sie sah so angstvoll aus, dem Doktor fiel auf einmal ein, daß der Kranke in ihrem Zimmer gestürzt war. „Nein", antwortete er — ein gesunder Mensch unterliegt nicht so, selbst nicht der heftigsten Gemütsbewegung — es ist eben nur statt morgen, heute gekommen."

Reginas Augen hingen fest am Boden wie sie fast zögernd fragte: „Wie lange kann's dauern, bis er wieder gesund ist?"

Der Arzt sah sie einen Augenblick prüfend an: ihr müdes, ernsthaftes Gesicht mit der Kinderstirn that ihm leid, aber durfte er Hoffnungen erwecken, die sich nicht erfüllen konnten? Er nahm ihr Händchen zwischen seine beiden großen, starken Hände, als könne er sie so beschützen. „Sie sind ein verständiges, mutiges Mädchen, das habe ich in den letzten Tagen

gesehen, glauben Sie mir getrost, daß ich Ihnen nichts Bestimmtes sagen kann, und über den Verlauf der Krankheit im Dunklen tappe, gerade wie Sie. Freilich — heil — kann er schon morgen sein."

Regina zuckte zusammen und fuhr mit der freien Hand nach dem Herzen. Der Arzt sah, daß sie ihn verstanden hatte, er drückte ihr die Hand noch einmal kräftig und stapfte dann bekümmert die Treppe hinunter.

Sie stand einen Augenblick betäubt und hielt sich den Kopf fest, dann schüttelte sie sich heftig, als wolle sie aus einem häßlichen Traum aufwachen und sagte mit ruhiger, lauter Stimme, um sich's selbst recht glaubhaft zu machen: „Der Doktor irrt sich, wir sind ja jung."

Dann ging sie wieder hinein und setzte sich an Gottfrieds Bett, ihm seine kleinen Wünsche erfüllend, an alle ärztlichen Verordnungen denkend, als wäre nichts geschehen.

Er lag still da und seine Brust schmerzte, dennoch durchströmte ihn ein behagliches Gefühl, wenn er nur das Rauschen von Reginas Kleid hörte.

Wie jetzt das Lachen und Plaudern der zum Bade Wandernden durchs Fenster heraufdrang, fiel ihm ein, daß sie sonst auch gern draußen herumlief und nun still und geduldig, aber vielleicht mit sehnsüchtigem Herzen, an seinem Bette saß.

„Meine arme, kleine Regina!" sagte er. Da war's um ihre Fassung gethan, sie brach in Thränen aus und rief mit zitternder Stimme: „O Fredi, Fredi! Du darfst nicht sterben, Du darfst mich nicht allein lassen."

Er strich ihr sanft das Haar aus der Stirn: „Mein thörichtes, kleines Mädchen, wer denkt daran. — Ich bin ein Narr gewesen; statt mich an dem Guten zu erfreuen, das mir hier so recht üppig aufgeschossen ist — hab' ich daran herum gemäkelt und gezweifelt, nun werde ich denn ganz gerechterweise ein wenig dafür gestraft. Aber selbst dies Leiden und meine jetzige Unbeholfenheit wird zehntausendfach dadurch aufgewogen, daß ich Dich immer da haben darf, und Dein liebes, sanftes, sorgliches Schalten und Walten um mich spüre. Ich bin so recht übermenschlich glücklich, nur daß ich's nicht so laut von mir geben darf — wie ich möchte."

Er lachte ganz heiter und fuhr gleich fort: „Sieh, vor meinen letzten, thörichten Zweifeln, da sann ich immer hin und her, und plagte mich mit Grillen, daß ich ein Krüppel wäre mit meinen blöden Augen, den Du nur so aus Erbarmen ein wenig gern hättest, aber nie und nimmer zum Manne möchtest. All' das habe ich verwunden und vergessen; ich kann mein Glück freilich nicht verstehen, Du Liebe, es ist mir so recht in den Schooß gefallen, da ich schlief, ohne alles Verdienst; aber ich glaube daran unwandelbar, unerschütterlich. — Wenn ich nur meine Geige hätte, Liebling," sagte er sich aufrichtend. „Ich bitte Dich! Sie sind jetzt alle nach dem Strand, niemand wird uns schelten."

Regina hatte die Geige schon in der Hand und legte sie ihm auf's Bett. Sie war so glücklich über sein heitres, hoffnungsvolles Wesen, sie hoffte selbst wieder. „Aber verständig! ich bitte Dich. Nur ein ganz, ganz klein Liedchen."

Er nickte mit dem Kopf und setzte die Geige an. „Die Liebe blüht im stillen Thal“ spielte er mit leisen, weichen Tönen. Dann legte er das Instrument hin und sank zurück. „Es hat mich doch müde gemacht.“

Er schlief ein wenig und blieb ruhig und heiter bis die Freunde kamen.

Am Nachmittag wurde er unruhiger, er fieberte und hatte von Minute zu Minute andre Wünsche. Des Onkels Brief war angekommen, aber Regina wagte nicht, es ihm zu sagen. Sie hatte nur ein paar Rosen mitgebracht, als Vorboten der schönen Genesungszeit, die er wieder in Schwalbach verleben würde, sobald er nur reisen könne. Winz kam einen Augenblick herein und meinte, es wäre draußen so schön, daß die beiden Gefangenen gut thäten, ein Fenster aufzumachen. Gottfried behauptete auch, es wäre wundervoll, als die linde, feuchte Luft hereinströmte und der Arzt, der noch einmal nachfragte, hatte nichts dagegen.

„Bringen Sie Ihren Schützling womöglich zum Schlafen,“ sagte er im Gehen, „er fiebert stärker, und ich möchte ihm nicht gern ein Schlafmittel geben.“

Dann blieben die beiden wieder allein. Gottfried hatte sich eine Rose aus dem Glas gezogen und zerpflückte unruhig die Blätter, während er begierig den süßen Duft einsog: „Es brauchte jetzt nur eine Nachtigall zu singen, dann könnte ich mir einbilden wir wären im Parkhäuschen, wie an jenem ersten Abend — gute, thörichte Kinder. Ich sehne mich nach dem Dörfchen, — selbst Frau Barbaras Brummen und

Jungfer Brigittens Klappern wird mir wie eine Annehmlichkeit vorkommen."

Das Mädchen lächelte: „Und bald sind wir wieder da! lege Dich nur recht still hin, Gottfried, und schlaf' ein wenig. Je folgsamer Du bist, je früher kommen wir hin."

„Folgsam wie ein gutes Kind will ich sein. Gib mir einen Kuß, Regina; weißt Du, Kinder folgen auch besser, wenn sie Zuckerwerk bekommen."

Sie lachte: „Da, Du kleines Kind, und nun schlaf ein."

Sie setzte sich neben das Bett und fing an leise, leise, die Nachtigallmelodie zu singen. Er lauschte mit heitrem Lächeln: „Wie gut Du bist!" flüsterte er ein paarmal. Dann legte er seinen Kopf einmal rechts, einmal links, als suche er eine bequeme Lage. Sie wollte ihm helfen: „Singe!" bat er „singe, meine kleine Nachtigall."

Er fand auch endlich den richtigen Platz, atmete ein paarmal tief auf, zuckte ein wenig und lag dann ganz still.

Regina sang weiter, leiser, immer leiser. Als sie sah, daß er fest schlief, hörte sie auf und saß still, bald ihn, bald den purpurnen Himmel durch's Fenster betrachtend. Als Pirotti kam um sie abzulösen, ging sie ihm entgegen, den Finger auf den Mund gelegt. „Er schläft!" kam es wie ein Hauch von ihren Lippen.

Pirotti verstand es besser. Er faßte Gottfrieds Hand und neigte sich forschend über ihn, als er sich aufrichtete war er blaß und sah sehr alt aus.

„Das ist kein Schlaf, das ist der Tod. Wollen Sie Winz rufen?"

Regina ging hinauf nach dem Alten, sie sagte es Frau Wertheim; sie ging nach der Post, um es Onkel Erich zu telegraphieren, daß sie nun doch nicht kommen könnten. Ihre Füße trugen sie wie andre Tage, ihre Stimme klang wie sonst, ihr Herz schlug den gleichen Takt, ihre Gedanken waren ganz logisch — sie lebte, sie atmete weiter; wie sie aber in ihr Zimmer kam, den Riegel vorgeschoben hatte und nun dastand — allein, ungesehen, da war es, als fielen schwere, fesselnde Ketten von ihr ab, es schwankte und wankte alles um sie her, tiefe Schatten drangen auf ihre Augen ein, sie taumelte und sank zu Boden, um erst am andern Morgen aus der barmherzigen Ohnmacht zu erwachen.

Ein seltsames Zittern und Brennen lief ihr durch die Glieder, wie sie die Augen aufschlug und langsam, mühsam kam ihr die Erinnerung an den gestrigen Tag zurück. Sie schloß die Augen wieder und dachte: „Ich wollte, ich wäre auch tot.“

Sie blieb still auf der Erde liegen, bis sie das Klopfen ihrer Pflegemutter hörte, die fragte, ob sie noch nicht munter sei, da stand sie langsam und schwerfällig auf. Sie fühlte den heftigen Sturz in allen Gliedern und taumelte noch immer; erst nachdem sie den Kopf in kaltes Wasser getaucht, kam sie sich selbst wie erwacht vor und schlich hinauf nach Gottfrieds Zimmer. Hier saß Winz und hielt die Totenwache. Sie setzte sich still zu ihm und die beiden sprachen kein Wort, erst als Pirotti im Nebenzimmer laut wurde, sah Regina auf: „Helfen Sie mir ihn nach Schwalbach bringen, er wollte so gern hin, es war sein letzter Wunsch.“

Winz nickte stumm mit dem Kopfe und stand auf, um mit Pirotti zu reden.

Sie hätten's aber kaum erreicht, wenn nicht plötzlich allen ein ganz unvermuteter Helfer gekommen wäre. —

Regina verließ ihr Zimmer nicht, außer um zu dem geliebten Toten zu gehen. Sie weinte nicht, aber sie konnte auch niemanden sehen und sprechen, die Menschen waren ihr furchtbar. Man bedauerte wohl den jungen, talentvollen Musiker überall, aber wirklich weh that's doch keinem und es kam Regina wie eine Anmaßung der Leute vor, wenn sie von ihm, wie von ihresgleichen sprachen.

Adelma hatte schluchzend die Hände zusammengeschlagen und gerufen: „Der Tod ist entsetzlich! — schützt denn nicht Jugend, nicht Genie vor ihm!" Aber sie wollte den Freund nicht noch einmal sehen, „es griffe sie zu hart an."

Egbert hatte Regina auf dem Korridor, wie sie von dem Toten kam, angesprochen, zum erstenmale seit dem Morgen auf der Düne: „Sie müssen mir verzeihen, Regina," sagte er schmerzlich bittend, „nun thu' ich ihm kein Unrecht mehr an, wenn ich Sie liebe." Sie war weitergegangen ohne ihm zu antworten.

Am schlimmsten war die Pflegemutter. Sie nannte Regina ein abscheuliches, undankbares, ungeratnes Kind, weil sie den Toten nicht verlassen wollte, ehe die Erde ihn deckte und weil sie dann, sich auf Onkel Erich's Brief berufend, nach Schwalbach verlangte.

Stunde um Stunde versuchte sie von neuem das Mädchen zur Abreise nach Kroning zu bewegen und war eben in heftigem

Ärger über einen abermals verunglückten Versuch in ihr Zimmer zurückgekehrt — Regina hörte noch den scharfen Ton, der zugeworfnen Thür im Ohr, als Onkel Erich in das Stübchen trat.

„Meine Regina" sagte er und hielt sie ganz fest in den Armen. Und sie legte den Kopf an seine breite Brust und die Thränen strömten ihr zum erstenmal heftig aus den Augen. „Ach Onkel Erich!" schluchzte sie.

Er trug sie nach dem Sofa und ließ sie sich ausweinen; er sagte ihr nichts, gar nichts, nur strich er ihr von Zeit zu Zeit mit der Hand über's Haar.

Dann als sie ruhiger geworden, mußte sie ihm alles erzählen, von dem Wiedersehen bis zu seinem Tod. Viel später ging er zu Frau Wertheim.

Nichts hätte die Dame mehr erfreuen können, als die Ankunft des würdigen Pfarrers und Freundes, der ihr schon in so manchen Lebenslagen guten Rat erteilt hatte und der nun gewiß alles Unangenehme, was dieser Todesfall mit sich brachte, auf seine Schultern nehmen würde.

„Gott sei Dank, lieber Freund, daß Sie kommen, aber was um aller guten Geister willen, führt Sie uns her?"

„Die Sorge um das Kind. Reginas Briefe waren eben so durchsichtig als ausführlich — und dann das Telegramm von seinem Tod — da hab' ich mich gleich aufgemacht."

„Gott lohn's Ihnen, Sie kommen recht wie ein Helfer in der Not — ich muß heim — mein Mann hat schon lange keine Geduld mehr, es hat eben alles seine Grenzen und wozu hat er denn schließlich eine Frau. — Reden Sie Regina ins

Gewissen, daß sie mitkommt — im höchsten Notfall müßte ich Ihnen den Trotzkopf eben auf ein paar Wochen überlassen — die Sehnsucht nach dem bunten Stadtleben und der lieben Musik wird sie mir bald genug wieder zuführen."

Der Pfarrer seufzte ein wenig, nickte aber beistimmend mit dem Kopf. „Wenn Sie ein Wort zu Pirotti darüber sagten, daß Sie Gottfried in Schwalbach begraben wünschen, so denke ich, würden wir beide im Verein ihn wohl umstimmen und Regina am leichtesten beruhigt sein; es ist nun einmal des Verstorbnen letzter Wunsch gewesen."

„Ich hätte nie gedacht, daß ihr der Blinde so viel wäre," sagte Frau Wertheim kopfschüttelnd und that nach des Pfarrers Willen.

Reginas Wünsche wurden erfüllt: Frau Wertheim reiste nach Kroning ab, und nur Pirotti und Winz begleiteten sie und den teuren Toten nach Schwalbach.

Egbert hatte auch mitgewollt, aber das Mädchen verbot's ihm direkt. „Ich gehorche Ihnen, Regina," sagte er „um Ihnen zu beweisen, wie viel mir an Ihrer guten Meinung liegt — wenn ich aber später einmal nach Schwalbach komme, dann empfangen sie mich ein wenig gütiger." Sie hatte nur mit den Achseln gezuckt.

Nach dem Begräbnis reisten Winz und der Kapellmeister ab.

„Darf ich im Herbste kommen und Sie zu den Konzerten abholen?" fragte Pirotti beim Abschied. Regina schüttelte den Kopf: „Ich singe in keinem Konzert wieder. Ich bleibe hier."

„Du wirst Dir das anders überlegen, Kind," sagte der Pfarrer mit seltsam zitternder Stimme. „Kommen Sie nur wieder, Pirotti, und fragen Sie nach, wenn der Schnee liegt und die Dörfer traurig sind, da ist sie schon einmal fortgeflogen. Nachtigallen sind Zugvögel."

Pirotti versprach's und reiste ab.

* *
*

Sie waren nun allein — einsam wie damals, wo Regina täglich das Kreuz am Waldrand begränzt hatte, damit sie doch möchte gefunden werden.

Es war ihr manchmal, als läse sie ein wunderliches Märchen und müsse nur das Buch zumachen um wieder die Kroninger Regina zu sein; ein andermal war ihr, als habe sie all das nur geträumt und sei nie weggekommen von dem Dörfchen, das die Jahre hingenommen hatte, ohne den leisesten Zug in seiner Physiognomie zu ändern. Die Kinderempfindungen und Anschauungen drangen von allen Seiten auf sie ein.

Als sie zum erstenmale Frau Barbara durch die Gartenpforte treten sah, wurde ihr sogar recht unheimlich zu Mute, denn der alte Unmut regte sich wohl, aber sie fühlte weder Oppositionslust, noch Kampffähigkeit in sich.

Unwillkürlich faßte sie Onkel Erichs Hand und sah ihn bittend an. Der lachte leise. „Bist Du furchtsam, kleine Regina? — sie wird Dir nichts thun — Du bist über die

Jahre hinaus, wo man sich schelten läßt, und hier sitze ich, Dein treuer Kämpe. —

Gesungen hatte sie während einer langen, langen Zeit nicht, sie lebte sich mit einer gewissen Leidenschaft in Jungfer Brigittens Geschäfte ein, denn die treffliche Wirtschafterin wollte, zu Frau Barbaras großem Ärger, wirklich den Peter Specht noch heiraten.

Onkel Erich wartete und wartete, ob sie von selbst zu musizieren anfangen würde, aber sie sang nicht einmal des Sonntags in der Kirche, obwohl der alte Schulmeister, seit sie wieder zuhörte, die Orgel mit ganz besondrem Gefühl und Behagen spielte.

Endlich sagte der Pfarrer einmal: „Regina, sing' mir ein Lied." Sie errötete heftig und blickte scheu zu ihm, der ihr jetzt oft seltsam verändert erschien, auf. Im ersten Augenblick wollte sie's abschlagen, gleich aber neigte sie gehorsam ihr Köpfchen und ging zum Klavier. Es war ein neues, schönes Instrument, das der Onkel bestellt hatte in den Tagen, wo er den Besuch der beiden, jungen Leute erwartete.

Sie setzte sich schwer nieder und seufzte; sie wollte ein Lied wählen, was sie nie in des Verstorbnen Gegenwart gesungen oder gehört hatte, wie aber ihre Finger in die Tasten griffen, fügten sich die Akkorde unwillkürlich zu seinem Abschiedslied zusammen. Bei den Worten: „Ich ritzte mir das Herze wund" drängten die Thränen gewaltsam nach den Augen, aber sie bekämpfte sie bis zum Ende und zwang sich sogar nicht davonzulaufen. Onkel Erich ließ sie ruhig gewähren, er schien kaum zu bemerken, wie weh ihr's that, aber

seit dem Tage musizierten sie immer des Abends ein Stündchen. Er spielte wohl auch einmal, sang sogar hier und da mit seinem kräftigen, aber ungeschulten Baß ein Duett mit ihr und des Sonntags kam der Schulmeister herüber, um zu hören, zu loben und sich als verpfuschter Künstler zu fühlen.

Um Weihnachten schickte Egbert dem „Irrlicht" Gottfrieds Bild, es war treu und ähnlich, mit glänzender Technik und tiefer Empfindung gemalt.

Sie hätte ihm sein Geschenk gern zurückgeschickt, aber sie konnte sich nicht von dem Bilde trennen und als im Februar Pirotti kam, hing's überm Klavier, so sprechend ähnlich, daß er fast erschreckt zurückprallte.

Pirotti brachte Neuigkeiten aus der Künstlerwelt, brachte die ganze Lebendigkeit der draußen wogenden Gesellschaft mit und sang ein Sirenenlied ums andre, Regina zu verlocken.

„Sie sind eine Künstlerin, Mädchen, und auch eine Künstlernatur; sie können nicht hier bleiben, den Steinen predigen und den Tauben singen. Der Künstler gibt sein bestes Teil auf, wenn er mit Menschen verkehrt, für die seine köstlichsten Gaben weggeworfen sind — er gibt und gibt, und so wird am Ende der Reichste zum Bettler, weil er nie etwas wiederempfängt."

Regina dachte, er möge Recht haben, Egbert habe das ungefähr auch gemeint, aber sie fühlte sich nicht in der gleichen Lage, sie kam sich in Schwalbach gar nicht unverstanden vor. Sie sagte daher: „Lassen Sie mich hier, ich komme doch nicht auf gegen die Adelmas."

„Tausendmal! mit ein klein wenig Routine schlagen Sie die alle aus dem Felde."

„Das ist's; die will und werde ich mir nicht erwerben. Auch — ich kann nicht von dem Grabe fort — nicht noch einmal von Onkel Erich fort. Es geht gar nicht — Brigitte heiratet —, er müßte ja rein verhungern. —

Pirotti reiste allein ab. Als das Rollen seines Wagens in den Bergen verklang, wandte sich Regina zu dem Pfarrer, der tiefer im Zimmer stand: „Nun hast Du mich auf dem Halse!"

„Kind," sagte er und seine Stimme klang ein wenig unsicher, „wirst Du auch nie bereuen? Hast Du's auch wohl überlegt was Du thust? —"

„Alles," antwortete sie ernsthaft. „Ich bleibe hier, so lange Du mich behälst." Er legte seinen Arm um ihre schlanken Schultern und zog sie an sich. „Bis ans Ende der Tage, mein Liebling, mein Sonnenschein, mein Goldköpfchen." Dann ließ er sie plötzlich los und trat an den Schreibtisch. „Brenne die Lampe an, Regina, und sieh, daß wir etwas zu essen bekommen. Willst Du mir dann ein Lied singen, so bin ich zwar kein Konzertpublikum, aber bewundern werd' ich Dich ganz ehrlich."

Im Sommer kam Winz für ein paar Wochen und Regina hörte wieder Geigentöne. Das erste Mal wurde sie sehr blaß, aber sie lächelte dem Onkel, der sie besorgt ansah, freundlich zu. — „Man lernt alles mit der Zeit."

Im Herbst kam Pirotti und versuchte seine Überredungskunst noch einmal, er behauptete, Regina sänge schöner denn je, aber sie blieb fest in ihrem Abweisen.

„Besuchen Sie uns manchmal; das ist wie ein heller, belebender Strahl aus einer Welt, die ganz gut sein mag, in der ich aber nicht leben kann, weil mir das Organ verloren gegangen ist, mit dem man da Atem schöpft.“ —

Dann wurde es wieder einmal Weihnachten und als am 25. Dezember die Frühglocken läuteten, kam Egbert. Regina erschrak, wie sie ihn den verschneiten Gartenweg hereinkommen sah und Erich, der eben sein Talar zurechtlegen wollte, erschrak auch.

Der Gast trat ein wenig atemlos ins Zimmer, bot Regina die Hand und sah sie bittend an — sie konnte nicht anders — sie gab sie ihm und wie er nun, die Augen nach dem Bild erhebend, fragte: „Zürnen Sie mir noch?“ verneinte sie's leise; aber so sehr sie sich bemühte freundlich zu sein, sie brachte kein weitres Wort über die Lippen.

Er wandte sich auch schon ab um den Hausherrn zu begrüßen. „Ich komme nur im Vorüberreisen!“ und als Regina das benutzte, um davonzulaufen, brach er mitten in einer gleichgültigen Phrase ab und warb in aller Form bei dem Vormund um die Mündel.

Onkel Erich lehnte in seinem Stuhl und schien, die Hand über die Augen gedeckt, sorgfältig das für und wider der gebotnen Partie zu überdenken. Endlich ließ er die Hand sinken: „Regina hat immer ihren freien Willen gehabt, auch ist sie im letzten Sommer mündig geworden — fragen Sie das Mädchen — ich werde Euch meinen Vatersegen nicht verweigern.“

Egbert drückte ihm die Hand: „Ich danke Ihnen!“ und

wie Regina jetzt, einen Imbiß für den Gast vor sich hertragend, hereintrat, stand er auf, ihr behilflich zu sein.

Plötzlich faßte er ihre Hände, sah ihr forschend ins Gesicht und bat mit stockender Stimme: „Regina, sei mein! — mein Weib."

Das Mädchen stöhnte schmerzlich auf. „Ich kann nicht — ich hab's gewußt, wie Sie kamen, an der Angst die mich erfaßte, ich kann nicht."

„Sei barmherzig, Mädchen, vergib und vergiß, — sei mein."

„Und wenn ich vergeben könnte — alles was geschehen — es geht nicht — sein Grab liegt zwischen uns — das könnten wir nicht überwinden."

„Du liebst mich Regina," rief er dringend „Du hast nur nicht den Mut, es Dir selber zu gestehen."

„Nein," sagte sie traurig zu ihm aufsehend, „es thut mir nur weh, daß Sie mich gerade lieben müssen und ich Ihnen nicht helfen kann."

„Du kannst! ein Wort und ich bin statt des elendesten der glückseligste Mensch."

„Und wenn ich's aus Mitleid thun wollte — es geht nicht — Sein Tod muß uns scheiden." Sie sprach so traurig ruhig, daß er nicht länger zweifeln konnte. „Regina!" schrie er auf — „es kann nicht sein." „O gehen Sie, gehen Sie" bat das Mädchen — „es wird Ihnen weniger weh thun, wenn Sie mich nicht mehr sehen und ich kann Ihnen nicht helfen. Sie haben ja Ihre Kunst — ich weiß wohl, wenn einem das Herz weh thut, scheint sie fast eine Feindin — am Ende hilft sie

uns doch über alle Mühsal hinweg. — Und wenn Sie je im Leben treue Freunde brauchen" —

Sie verstummte vor seiner hastig abwehrenden Bewegung. Er grüßte den Pfarrer nur mit den Augen, preßte des Mädchens Hand heftig an die Lippen und ging schnellen Schrittes, wie er gekommen war, nach dem Gasthofe zurück. In der Gartenthür hielt er einen Augenblick inne, als hoffe er, sie könne ihn doch noch zurückrufen, aber die Fenster blieben alle leer und geschlossen, so stürmte er weiter.

Regina war oben in die Kniee gesunken und weinte bitterlich.

„Wenn Du ihn lieb hast, Mädchen, so rufe ihn zurück, die Liebe hat ein heiliges Recht an uns," sagte der Pfarrer leise mahnend.

Sie trocknete ihre Thränen und stand auf. „Ach nein, lieb hab' ich ihn nicht, niemals gehabt; es thut mir nur weh, daß ich ihm Schmerzen machen muß, wo ihn schon Tante Leoni so gequält hat. Mit mir ist's hoffnungslos, Du mußt mich schon hier behalten," sagte sie und stützte sich auf die Lehne seines Stuhls.

„Regina," fragte er mit bebender Stimme und sah forschend zu ihr auf, während draußen die Weihnachtsglocken den säumigen Pfarrer mahnten, „Regina, kannst Du auch nie mein Weib werden? Steht sein Grab auch zwischen uns beiden?"

Ein heißes Rot flog über ihr Gesicht, ein Zittern ging durch ihre Glieder, aber er hörte ganz deutlich, obwohl sie

es sehr leise sagte: „Nein, nicht zwischen uns, denn Dich hab' ich lieb."

Eine Viertelstunde später sang Regina vom Chore herab den Gruß der Engel: Ehre sei Gott in der Höhe! und der Pfarrer predigte von der ewigen Liebe, die auf die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen.

„Das war erbaulich," meinte die Pächterin befriedigt, „und das Pfarrfrölen hat auch noch niemals so schön gesungen wie heute."

Der Schulmeister aber zappelte schier vor Vergnügen, als er am Nachmittag erfuhr, sie werde nun wirklich, für immer und immerdar, im Pfarrhaus bleiben und kein herumspionierender Musikantenfänger dürfe sie je entführen, da sie bald mit unzerreißbaren Banden an den Pfarrer gefesselt sein werde.

So ist sie denn trotz aller Lockungen geblieben. Alljährlich aber, wenn die Rosen blühen, kommt Winz mit seiner Geige und singt, mit den Vögeln um die Wette, dem stummen Freunde Schlummerlieder. Gottfrieds Grab ist ein Blumengarten, die Nachtigall brütet in den Fliederbüschen an der Kirchhofmauer und die junge Frau Pfarrerin besucht es ebenso fleißig, wie weiland die Jungfer Regina.

Im Dorf hat man sich anfangs sehr über die Wandlung verwundert. Die Kastellanin fand es „geradezu verrückt." Frau Wertheim aber hielt diese Heirat für die „einzig vernünftige Lösung der verwickelten Zustände."

Musiziert wird viel im Pfarrhaus in den Bergen, Winz bleibt jedes Jahr länger da, und Pirotti, ein regelmäßiger

Sommergast, bringt manchmal einen mit „der das Hören versteht“ und dann singt und klingt es bis tief in die Nacht hinein. Da singen sie wohl auch einmal das Nachtigallenlied, dessen Töne der Alte, dessen Worte die Frau Pfarrerin gedichtet haben „als wir noch jung waren“ — und die Lauschenden glauben sich im Märchenland.

Der Pfarrer glaubt das am häufigsten und wenn Pirotti sagt, Reginas Stimme werde von Jahr zu Jahr köstlicher, so kann er dem nicht widersprechen, denn auch ihm scheint sie noch lieblicher zu klingen, seit sie Wiegenlieder singt.

Zwei Königskinder.

Zwei Königskinder.

Der Sommerwind flog über die wogenden Felder, über die blühenden Wiesen. Er verweilte zärtlich bei einer schönen Blume, er tanzte mit den schwankenden Halmen, er trank das glitzernde Tautröpfchen von Gras und Kraut. Langsam ging die Reise, der schöne Sommertag lockte zum Verweilen und die Binsen am Teich hielten ihn fest mit langen biegsamen Armen — aber er kam doch vorwärts. Jetzt verließ er die grüne Freiheit, vorwitzig schlüpfte er durch die Hecken in die lachenden, duftenden Gärten der Vorstadt hinein und verfing sich in dem Blütenwirrsal. Nun waren's schon nicht mehr blos Gärten. Er strich vorbei an sonnigen Häusern — eben grüßte er zwei, die sich aneinander schmiegten wie zärtliche Freunde. Er kam zum Fenster hinein und flog durch's Zimmer, er fuhr einem hohen Manne, der sinnend ins Weite schaute, durch die weißen Haare, über die leuchtende Stirn, vorbei an den hellen Augen und wieder hinab in den blühenden Garten, die weißen Rosen hin und her wiegend, auf denen jene Augen sinnend ruhten.

„Schneewittchen!“ flüsterten die Lippen oben; der Wind trug den Namen zu den Blüten hinab und bekam zum Dank süße Düfte von ihnen, die nahm er weit mit hinein in die Stadt, die staubige, heiße Luft zu erquicken.

Wer aber achtete da auf den Sommerwind, wer auf Rosendüfte — vielleicht ein krankes Kind, das mit sehnsüchtigen Augen am Fenster saß und vom Sommer träumte, wie wir vom glücklichen Eiland.

Die geschäftigen Menschen haben keine Zeit, die kleinen, die stillen Schönheiten des Lebens zu empfinden. Was Beachtung verlangt, muß in die Seelen brennen. Leidenschaften für treue Liebe, Dissonanzen für Harmonien. Vielleicht hätte ein Wettersturm die Menge erregt, wo sich des Sommerwinds Säuseln ungenossen verlor.

Wie geschäftig waren sie aber auch, die Menschenkinder, was für wichtige Dinge hatten sie da eben zu beschaffen — unendlich wichtiges Nichts!

Der Wind verlor sich fast in dem Getriebe der schwülen Straßen, mühsam rettete er sein Leben die Alleen entlang und atmete erst wieder voll und jubelnd auf, als jenseits sich ihm abermals Gärten zum Tummelplatz aufthaten, die Wiese lockte und winkte mit Blumen und Schmetterlingen, die Felder in der Ferne wogten und des Stromes Wellen zum erfrischenden Bade luden.

Noch eine kleine Reise und er war wieder in der Freiheit, mit frischen Kräften ging er über den Friedhof, der am Ende der Stadt blühend und einsam lag. Die stillen Cypressen rührten sich

kaum, wenn er sie streifte, aber die Trauerweide bog ihre feinen Blätter unter seinem Kosen auf und nieder.

Dabei streichelte sie die Wangen einer blassen Frau. Weiße Haare schmiegten sich um die schmale Stirn und verloren sich unter einem feinen Spitzenhäubchen, das Kleid, das sie trug, war nach einem von unsern schnelllebigen Modenblättern längst vergessenen Schnitt gearbeitet und das schwarze Sonnenschirmchen, um das sie die schlanken Hände gefaltet hatte, mochte die weißen Haare schon manches Jahr vor den sengenden Sonnenstrahlen geschützt haben. Sie saß still an der Trauerweide, die der Sommerwind ihr zu Häupten bewegte und schaute auf einen Epheuhügel nieder, nicht betrübt, aber tief nachdenklich mit so friedlichem Ausdruck, als sei sie selbst schon zur Ruhe gegangen.

Ihre Lippen bewegten sich leise: „Schlaf wohl, mein Liebling, schlaf wohl! Wir haben einmal wieder Sommer oben auf der Welt; zum drittenmal seit Du von uns gegangen. Nächsten Geburtstag bin ich bei Dir — ich rüste mich zur Reise.“

Dabei lächelte sie und strich zärtlich über einen Rosenstrauß, der auf dem Epheu des Grabes lag.

„Rosenrot!“ flüsterte sie.

Es waren purpurrote Rosen, auch vereinzelte staken zwischen den grünen Ranken und leuchteten heiß aus dem dunklen Laub vor, Rosenbüsche standen zur Seite des Hügels und glühten von Blumen bedeckt; der blaue Himmel, das tiefe Grün und das leuchtende Rosenrot — es gab ein schönes Farbenspiel.

Drüben auf dem Kiesweg wurden Schritte laut; die Alte

sah auf und dem Kommenden entgegen. Es war ein junger Mann von kräftiger Gestalt, der Wind kräuselte mit einem letzten Atemzug die hellbraunen Haare des Jünglings, dann flog er über die Kirchhofmauer der blühenden Wiese in den Arm und drinnen grüßten die jungen Augen die alten.

Jetzt stand er am Grabe still und legte einen Rosenkranz auf die Platte zu Füßen des Hügels. „Hier drückt er sie wenigstens nicht! Mir wird's allemal schwer auf der Brust, seh ich solch einen Stein zu Häupten, oder gar auf dem Herzen liegen."

Dann waren sie beide still und sahen nieder auf die Rosen und den Epheu, auf die Käfer, die ihr geschäftiges Leben trieben und die Fliegen, deren grüngoldene Flügeldecken sie anblitzten.

Er erhob die Augen zuerst wieder: „Tante Marie, heute gehör ich Dir und ihr und der Erinnerung. Ich habe mich freigemacht, wir feiern der Mutter Geburtstag, als wäre sie bei uns."

Sie nickte blos, er setzte sich neben sie auf die Bank unter der Trauerweide und faßte zärtlich ihre Hand, sie zeichnete mit dem kleinen schwarzen Sonnenschirm Figuren in den Kies und so versanken sie wieder in Schweigen — Hand in Hand — sie gehörten sich an und der Erinnerung.

„Sieh Paul, da ist gerade ein Platz nebenan, da legst Du mich hin," begann die Alte nach einer Weile, „zu ihr! Sie war mein einziger Besitz im Leben, ich muß sie wieder haben, um an ihrer Seite auszuruhen."

„Tante," sagte er lebhaft, „sprich nicht so. Du hast

noch viel Jahre vor Dir, Du mußt mir noch viel sein, denn Du und dies Grab — Ihr seit mein einziger Besitz im Leben."

„Lieber Junge, das will nicht viel sagen, wenn man erst anfängt zu leben, da erwirbt man sich eben Besitz, wenn man aber aufhört, da hält man was man hat und — — ja ja, man ist ganz allein schuld daran, wenn man wenig hat."

„Freilich", sagte er halb schelmisch, halb schmollend „Du hast auch jämmerlich wenig — nichts als solch einen großen, nichtsnutzigen Jungen."

Sie drohte ihm mit dem Finger: „Hör doch nur, nun soll ich Dich wohl loben und mich glücklich preisen. Aber es ist doch nur Einbildung. Bist Du etwa wirklich mein? Du gehörst schon jetzt mit allen Gedanken und Sehnen wo anders hin — wie lange wird's dauern, gehörst Du der andern ganz zu eigen und die alte Tante hat's Nachsehen."

Er errötete, rief aber lebhaft und entschieden: „Nein, nie, Tante Marie, gewiß nicht; ich weiß recht wohl, was Du meinst, aber das ist aus, rein aus. Es war ein Irrtum."

Tante Marie zuckte schmerzlich zusammen: „Ein Irrtum!"

Dann schüttelte sie energisch den Kopf: „Das ist ein dummes Wort, mein Junge. Mit dem Irren ist's so eine Geschichte; ich meine immer, man irrt beim zweitenmal Überlegen leichter als beim erstenmal. Das erste Mal leitet uns der dunkle Drang, in dem wir uns des rechten Weges gar wohl bewußt sind, — das zweite Mal kommen allerlei Reflexion und Klugheit ins Spiel, die allewege nicht viel taugen. Nun, und das erste Mal meintest Du doch" —?

Er runzelte die Stirn: „Laß — es ist aus, es ist vorbei, und so mag's gut sein!"

„Gut sein! So? und die Else, die Dich lieb hat? die ja nicht blind ist und wissen muß nach all' Deinen verliebten Blicken wie's mit Dir steht?"

„Schlimm genug, wenn sie's weiß," rief er unmutig, „denn sie hat mich nicht lieb! — Das ist's und ich bin zu stolz, mich ewig am Seil herumführen zu lassen, um zuletzt doch noch mit einem Korb abzuziehen."

Jetzt wandte sich die Tante um und sah ihm forschend ins Gesicht: „Ja, mein Junge, was hat's denn gegeben?"

Er biß die Lippen zusammen und sah unmutig vor sich hin.

„Ich muß Dir schon beichten," meinte er nach einer kleinen Pause, während der sie geduldig gewartet hatte, „wenn's auch so gut ist, wie abgewiesen worden, und sich das nicht hübsch erzählt. Du brauchst mich dann wenigstens nicht wankelmütig zu schelten."

Sie schwiegen wieder beide eine kleine Zeitlang, dann erzählte er: „Gestern — nun ich ging wie alle Abende von der Klinik an ihrem Hause vorbei. Ich wollte durchaus nicht zu ihr, je näher ich aber kam, desto verlockender war mir die Aussicht auf ein Plauderstündchen und wie ich sie nun gar im Garten stehen sehe, da bin ich bei ihr ohne weiter zu überlegen. Wir waren allein, die Sonne ging wunderschön unter, das ewige Wollen und Nichtwollen war mir gerade von Herzen verleidet — kurz, ich dachte: Du machst ein Ende und sagst ihr, wie Dir's ums Herz ist. Ich fing also an zu reden;

sie aber — sie mußte doch merken auf was es abgesehen war, sie mußte überhaupt wissen, daß das kommen werde, heute oder morgen — sie wich mir aus, warf Scherzreden ein, schnitt mir das Wort ab, wollte nichts verstehen, sprach allerlei Schnickschnack, ja, als ich trotzdem Ernst machte, ihre Hand ergreifen wollte, ihr recht dringlich ins Auge sah — lief sie auf und davon. Es kam freilich eine Freundin zum Gartenthor herein, aber die konnte uns in der Laube nicht sehen, die wäre ruhig ins Haus gegangen und ich — ich hätte doch wohl ein Wort verdient. Da stand ich wie ein dummer Junge, verdutzt und verletzt; als ich mich auf die alberne Figur besann, die ich spielte, kam ich etwas zu mir selber, ergriff meinen Hut, der unter die Gartenbank geflogen war und eilte fort. Am Haus traf ich die Mutter, die mich zum Abend da behalten wollte, wie all' die letzten Tage, ich dankte, so gut es ging und da sie eben mit dem Gast um das Haus bog, eilte ich fort wie gehetzt."

„Das ist also das ganze Unglück?" lächelte die Alte, als er schwieg.

„Tante, spotte nicht, Du weißt nicht, oder hast es doch wieder vergessen, wie einem da zu Mute ist."

„Ich weiß, mein Liebling," sagte sie ernst, „daß es ein viel größeres Unglück ist, sich nicht zu finden, als vorher sich ein wenig Liebesmüh zu machen. Es fällt kein Baum auf den ersten Streich und Mädchenherzen wollen erobert sein, so lange die Welt steht. Wer sich ergibt beim ersten Anlauf, hätte sich eben jedem ergeben. Ich sehe in Elses Fortlaufen kein so großes Unglück, sie ist noch sehr jung und —"

„Nein, nein, Tante, Du willst mich trösten, Du meinst es gut, aber ich hab' das gestern so recht bitter empfunden: sie liebt mich nicht. Ich war das Spielzeug für einen halben Sommer, der Zeitvertreib müßiger Stunden, ein Ersatz für die Badereise; daß ich mich von ihr geliebt glaubte, war ein eitler Irrtum."

„Ich aber weiß, daß sie Dich liebt," hub jene wieder an, „ich hatte ja nichts weiter zu thun, als mich an Euch beiden zu freuen bei all' unsern Festen, all' unsern Partien ins Grüne, da hab' ich's denn ganz deutlich gesehen. Ebenso gewiß ich weiß, daß Dein Herz an ihr hängt und nicht von ihr lassen kann, ebenso gewiß weiß ich auch, daß sie Dich lieb hat und daß es kein Irrtum war. Paul," sagte sie herzlich seine Hand fassend: „mein lieber Junge, thu' Dir, ihr und mir die Liebe an und versuch's noch einmal. Sieh, es ist mir wie ein Schrecken das Wort: es war ein Irrtum! Es hat mir einmal alle Blüten vom Herzen gestreift — es ist schon lange her, aber das Herz zuckt allemal noch, wenn es das böse Wort hört. Wenn er mir einst ein zweites Wort gegönnt — Gott weiß, ob da nicht zwei Menschen überschwänglich glücklich geworden wären."

Sie schwieg und sah träumend vor sich hin. „Tante Marie", flüsterte Paul leise und innig.

Sie drückte seine Hand und sah hell und heiter auf: „Man weiß aber doch nicht, 's hätt' ja auch können schief ausgehen. Am Ende: was ist, und was hätte sein können, soll uns keine Schmerzen machen. Die Reue ist eine egoistische Tugend, sie nimmt allen andern den Platz weg. Nun, ich

hab' wenigstens mein Leben dann nicht mit Reue verdorben, nur ein einzig Mal hat sie mir arg mitgespielt — aber Herr bin ich über sie geworden, so großmächtig sie auch daherkam, — alte Geschichten — lange Verwehtes. Es ist mir nur so aufs Herz gefallen, es könnte mit Euch ebenso gehen und Ihr dann einsam durch's Leben wandern wie wir beiden."

Sie schwiegen wieder ein Weilchen; er dachte an Elsen und sie lebte vergangne Stunden. Endlich hob sie den Kopf: „Nun, Paul?"

„Ich sinne, ob Du recht hast. Sie mich lieben? Ich hab' es selber so fest geglaubt; wenn ich in ihrem Herzen lesen könnte!"

„Ja wenn! wenn man das könnte," nickte sie. „Aber man lernt das ‚in den Herzen lesen' mit den Jahren ein wenig und in Euren beiden Herzen hab' ich gelesen: Liebe, helle, sonnige Liebe."

Er lächelte ein wenig. „Tante, Du bist für Deinen guten Zweck eingenommen, er heiligt Dir das Mittel und Du fabelst mir ein wenig vor. Ja!" fuhr er lebhafter fort, als sie ihn unterbrechen wollte. „Ich weiß nur einen Rath: erzähl' mir, wie es damals bei Dir war — aus Beispielen soll man ja Lehre ziehen."

„Als ob ihr jungen Thoren das thätet," fiel sie ihm ins Wort. „Wir Alten haben für Euch ganz vergeblich gelebt, wenn wir Euch durch Beispiel und Vorbild klug machen sollen. Nur was wir ganz heimlich und verstohlen in Eure Seelen senken können, ist unsre Macht, die wilde Jugend will alles selbst finden, selbst erobern. Und wenn der Ahnherr spräche:

Hier führt der Weg zum Glück, unfehlbar Dich geleitend zu süßen, ewigen Wonnen — ich ging ihn einst! — so geht der Jüngling jenseits seine Straße: Ich will nicht Dein Glück, ich will mein Glück, und will es auf diesem Wege finden."

„Schilt mir nicht die Jugend und den Drang zur Thätigkeit, Liebste, schilt mir nicht den Eigensinn der Jugend, der da will sein Leben leben und nur sich selbst Lust und Leid verdanken. Es geht Dir ja nicht einmal recht von Herzen. Nein, erzähl' mir lieber, wie Du damals auch Deinen Weg gingst und gewiß so eigensinnig und selbständig wie irgend ein junges Herz. Erzähl' mir, und ich will dann versuchen, ob die Jugend einmal weise sein kann, wenn Beispiel und Lehre von so geliebten Lippen kommt."

„Schmeichler, Du magst Dir lange Mühe geben, ich lese am Ende doch nur Langeweile über meinen Bericht in Deinen Augen, es sind alte, alte und sehr einfache Geschichten."

„Alte Geschichten, das paßt ja gerade, wir leben heute unsern Erinnerungen, belebe die Toten."

Sie nickte und sah ernst auf das Grab: „Mag's sein. Sie soll's auch mit hören, ist ihr doch selbst noch manches neu, von dem, was ich Dir berichten soll, wenn's ihr da unten niemand erzählt hat und häufig wird sie vorkommen in meiner Erzählung, ist sie doch die andre Hälfte meines Schicksals, die unschuldige Ursache des ‚Irrtums'. Ja Du sollst hören — es thut mir selbst wohl, einmal davon zu sprechen, die Schatten der Vergangenheit sind übermächtig, der Rosenduft lockt sie und der heutige Tag — es ist der Jahrestag. — Aber ich will in Ordnung erzählen, wir wollen Besuch empfangen

aus der Schattenwelt, doch fein säuberlich, eins nach dem andern vorlassen, wie im Leben. Im Leben? 'S ist eigentlich verwunderlich, daß dieser Traum auch noch Schatten wirft — aber die Dichter sagen's und so wird's wohl wahr sein."

Sie drückte sich bequem in die Ecke der Bank und ließ die Augen dahinschweifen über Kreuze und Hügel des Kirchhofs. Der Wind war eingeschlafen im Wiesenduft, wie die Sonne höher und höher stieg, es regte sich nichts mehr in den Bäumen, kein Mensch war zu sehen oder zu hören, kaum, daß wie aus weiter Ferne ein leises Brausen die Stadt verriet.

„Auf den Kirchhof sollte man gehen, wenn man alte Geschichten erzählen will, da liegen sie im Gras, ruhen unter den Bäumen, knieen an den Kreuzen, man braucht nur zu winken, sind sie da."

Paul nickte nur und Tante Marie erzählte.

„Du kennst die beiden kleinen Häuser drüben in der Vorstadt, wo die Rosen so üppig im Garten blühen, der Epheu die Fenster umspinnt und man hinausblickt auf die Felder und Wiesen. Wir haben sie Dir manchesmal gezeigt, als Du noch ein kleiner Bube warst und wir Dich spazieren führten. Hast ja noch vor ein paar Jahren den Epheu zu diesem Hügel dort geholt.

„Das Haus, in dessen Garten nur weiße Rosen blühen, gehörte meinem Vater, da bin ich geboren, in dem andern wohnten Deine Großeltern. Die beiden Häuser schmiegen sich eng aneinander, während alle umstehenden weit zurücktreten und zwei große Gärten umfassen sie im Halbkreis.

„Der unsre soll jetzt noch dieselben Gänge, Beete, Büsche und Blumen haben wie einst, den andern hat ein Gärtner gekauft und durch Glashäuser und langweilige Beete verunziert, nichts darf mehr wachsen wie es will. Damals aber waren sie gleich wild und üppig, Deiner Mutter und mein herlicher Spielplan. Eine lebendige Hecke trennte die Gärten, doch war es keine Dornenhecke und Mutter Natur ließ sie gefällig hier und da verdorren, wir halfen ein wenig nach und am Ende gab's den herrlichsten Durchschlupf.

„Wir waren beide geschwisterlos, sehr glücklich miteinander und spielten die wunderbarsten, phantastischen Spiele. Nun das kümmert uns heute nicht mehr, wir haben's vergessen, und wenn wir's noch wüßten, wir verständen's nicht mehr, wir sind so kinderfremde Leute. Es bleibt nur die wunderbare Erinnerung, daß wir glücklich waren, unaussprechlich glücklich.

„Unsre Eltern wurden durch unsre zärtliche Gartenfreundschaft miteinander bekannt. Dein Großvater war Professor an unsrer ehrwürdigen Universität und mein Vater — ein Kaufmann — hatte von jeher eine so innige Zuneigung zu den alten Griechen gefaßt und war so glücklich, einmal etwas andres als Kurse und Politik zu hören, daß er sich mit aller Energie der neuen Bekanntschaft widmete. Beide Väter fanden Geschmack aneinander und verkehrten fleißig. Deine Großmutter war eine liebe, prächtige Frau und da ich früh meine Mutter verloren, suchte sie mir nach Kräften die Verstorbne zu ersetzen. So lebten wir Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr für einander und merkten kaum, daß wir von Kindern zu Jungfräulein heranwuchsen. Wir waren gesund und froh,

wir wurden sogar schön. Als wir die Bälle besuchten, — ich immer unter dem Schutze Deiner Großmutter, die Väter blieben am liebsten daheim, ihren alten Poeten lebend — fanden sich manche Bewundrer ein.

„Der erste Ball verschaffte uns sogar einen Namen, der für lange Zeit in der Studentenwelt hängen blieb, sich von Semester auf Semester vererbend. Wir hatten beide die Rosen gern, Deine Mutter die roten, ich die weißen; natürlich trugen wir diese Lieblinge am ersten Ball. In Deiner Mutter blonden Locken leuchtete der rote Kranz wunderschön und zu meinen schwarzen Flechten sollen die weißen auch ganz apart gestanden haben. Kurz, sie nannten uns „Schneeweischen und Rosenrot," und wir, denen es natürlich zu Ohren kam, waren eitel genug, uns in unsre Blumen zu verlieben. Wir zeigten uns nie ohne Rosen im Haar, so lange irgend eine aufzutreiben war, wir pflanzten Rosenbäume und Sträuche in den Garten und pflegten des Winters Zimmerröschen, um sie doch nicht ganz zu entbehren. Ja, wir gewöhnten uns so an sie, daß noch lange, nachdem wir aufgehört hatten, eitel zu sein, unsre Rosen uns lieber waren als alle andern Blumen.

„Wir waren also junge Damen geworden und genossen die Welt. Wir gingen zusammen ins Theater und in Konzerte, wir schwärmten für dieselben Dichter und bewunderten denselben Sänger, wir lachten zusammen über unsre Verehrer und bewunderten denselben eleganten Tänzer, fanden dieselbe Samtpekesche nebst Kanonenstiefeln und einen Menschen innen „ganz reizend," ohne daß je eine Wolke über unsern Jugendhimmel geflogen wäre.

„Etwa zwei Jahre mochten wir getanzt haben, als ein junger Mann in das Haus Deines Großvaters kam, der mich auf andre Gedanken brachte und mir mein Schmetterlingsdasein verleidete. Ich will nicht sagen, daß wir besonders oberflächlich gewesen, vielleicht sogar etwas weniger, als die meisten, aber wir lebten doch in den Tag hinein.

„Da kam Er.

„Er war Ästhetiker, auf der Scheide vom Jüngling zum Mann, und hatte die Idee, sich an unsrer Universität als Privatdocent zu habilitieren. Er hatte es nicht allzu eilig, wollte sich erst die Verhältnisse ansehen und vollendete gerade ein Buch über die Volkspoesie, ein Umstand, der uns diese bis dahin etwas vernachlässigte Wurzel unsrer Dichtkunst urplötzlich sehr interessant machte.

„Dein Großvater „entdeckte ihn"; so sagte er, wenn er einen Menschen fand, der ihm zusagte, brachte ihn heim — natürlich auch zu uns und er lebte sich prächtig in unsre Doppelfamilie ein.

„Martha und ich gingen plötzlich weniger aus, obwohl es Karneval war, nur um keinen Abend mit ihm zu versäumen. Ich dachte, Martha bliebe mir zu Liebe daheim und sie dachte wohl dasselbe von mir. Er bevorzugte mich nie, wenn er sich ja einmal nach dem Seitentisch wandte, an dem wir über unsre Arbeit gebeugt saßen, sah er uns beide an, sprach für uns beide und Deine Mutter übernahm das Antworten.

„Ein paarmal traf er mich allein, dann setzte er sich zu mir und ich war stolz darauf, daß er für mich denselben ernsten, achtungsvollen Ton hatte, wie für unsre Väter —

alle jungen Leute, die mir bis dahin vorgekommen, scherzten und neckten entweder bloß, oder gaben sich den Anschein, als kämen sie von hoch oben herab und müßten sich mühsam unsrem zarteren Begriffsvermögen anpassen.

„Er aber sprach mit mir, wie mit seinesgleichen und ich verstand ihn, ja ich hatte das süße Gefühl, daß er es wußte, daß ich ihn verstand; obwohl ich es ihm nicht verriet. Deine Mutter hatte die schöne Gabe zu sagen, was sie fühlte, augenblicklich und anmutig dabei; mir rangen sich die Gedanken schwer los, während ich fühlte; schwerer noch bewältigte ich die Form für den Gedanken, ich mußte kämpfen ehe ich sagen konnte, was ich empfand. Die Folge davon war, daß ich wenig sprach, denn wenn ich meine Gedanken zum Aussprechen reif hatte, war das Gespräch schon weiter geeilt, ich behielt sie also wohl oder übel für mich.

„Er aber las sie mir von der Stirn, ehe sie mir selber recht klar geworden, ja noch wunderbarer: wenn seine Augen mich anschauten, erfaßte ich im Flug, was ich sonst erschleichen mußte.

„So ging der Karneval hin und der Frühling vorbei. Die Blumen blühten in unsern Gärten, hüben die weißen, drüben die roten Rosen. Er hatte unsre Ballnamen natürlich erfahren und mich lächelnd ein paarmal Schneewittchen genannt. — Damals war meine Rosenschwärmerei auf der Höhe. Ich mochte den Garten gar nicht verlassen, keine Landpartie, keine Reise lockte mich. Ich war so versunken in meine Blumen, in mein Herz und den Genuß seiner Gegenwart, daß ich gar nicht auf Martha achtete. Und Martha achtete nicht auf mich

aus ganz denselben Gründen. Hatten wir uns sonst alles gesagt, alles vertraut — hier schwiegen wir, das war zu heilig, aussprechen wäre Entweihung gewesen.

„So kam Deiner Mutter Geburtstag heran — heute sind's vierzig Jahre! Guter Gott, vierzig Jahre! Wenn ich damals gedacht hätte, ich solle noch vierzig Jahre leben, um dann ihrem Sohne zu erzählen. —"

Tante Marie hielt inne und senkte den Kopf. Paul mühte sich vergebens zu sehen, ob eine Thräne in ihrem Auge stand — aber nach einer kurzen Minute hob sie den Blick wieder auf, klar und thränenlos — sie nahm behutsam ein Käferchen vom Kleide und es in ein Epheublatt setzend fuhr sie mit ruhiger, unbewegter Stimme fort.

„Wir erwarteten an dem Tage seinen Abschiedsbesuch. Er hatte infolge seines Buches über die Volkspoesie die Professur einer andern Universität erhalten und verließ unsre Stadt.

„Früh hatte ich Deine Mutter beglückwünscht, wir hatten möglichst unbefangen von seinem Scheiden gesprochen und dann ging ich, um unsre kleine Wirtschaft zu besorgen. Ich stand am Ende des Gartens, wo wir unserm Gemüse ein schmales Plätzchen eingeräumt hatten und pflückte Bohnen, als Deine Mutter plötzlich gelaufen kam, mit brennenden Wangen und Thränen im Auge.

„O Marie, Marie, rief sie, ich sterbe! und dabei schlang sie ihre Arme so heftig um mich, daß ich beinah das Gleichgewicht verlor. Ich faßte ihre Hände und sah sie erschrocken

an: Was ist geschehen? fragte ich angstvoll, denn ihre Hände glühten und zitterten.

„Er war da, rief sie mit vor Schluchzen erstickter Stimme, er nahm Abschied! Ich sehe ihn nun niemals wieder!

„Sie machte sich los und schlug die Hände zusammen. Marie, Marie, wie kannst Du so kalt, so ungerührt dastehen, Du weißt es ja längst, Du mußt es ja wissen: ich liebe ihn, ich liebe ihn!

„Ich sah sie sprachlos an — nie, niemals hatte ich an diese Möglichkeit gedacht. O mein Gott! flüsterte ich ganz leise.

„Und nun geht er, fuhr sie fort mit zitternden Lippen, ich soll ihn nicht mehr sehen, soll nicht wieder seine Stimme hören, kein freundlich Wort — keinen Blick mehr — mein Gott — nun wird mir immer sein kalter Abschiedsgruß in den Ohren klingen, wie er mir so höflich die Hand bot und sagte: Viel Glück, Fräulein Martha — Glück, Glück — ohne seine Liebe!

„Ich trat zu ihr und nahm ihre Hand, durch meine Glieder zitterte dasselbe Weh und der Schrecken dieser Entdeckung, aber ich sagte: Du mußt nicht verzweifeln, Martha, er kann Dich noch lieben lernen, ihr seid ja beide so jung.

„Sie schüttelte heftig den Kopf: Nein, es ist alles verloren, ich habe auch gehofft und gehofft — nun aber — Ihre Stimme stockte, dann fuhr sie hastig fort: sie sprachen von seiner neuen Heimat, daß er da niemanden kenne, — ‚Alleinsein ist nicht gut, Sie müssen heiraten‘, sagte meine

Mutter, da lächelte er ganz glücklich und erwiderte: das will ich, wahrhaftig, mein Herz ersehnt es auch. — Sieh, wenn er nun eines Tages seine Verlobungsanzeige schickt und mir der Wisch verbieten will, an ihn zu denken, weil er einer andern Eigentum ist, wenn ich ihn in den Armen der andern weiß, wenn ich denke, daß seine Lippen einer andern Lippen suchen — Marie, o Marie, ich sterbe daran. —

„Ich wußte ihr nichts zu sagen, stumm stand ich da und mir war eiskalt, trotz aller Sommergluten. Plötzlich fuhr sie zusammen: Da kommt er, rief sie erblassend, er ging von uns zu Deinem Vater, ich kann ihn jetzt — so — nicht sehen, nicht noch einmal sein kaltes: Viel Glück! hören.

„Sie umarmte mich leidenschaftlich und schlüpfte hinüber — die Hecke hatte damals schon lange eine Thür — ich aber stand betäubt und erstarrt — ich fühlte ihre Thränen auf meinem Gesicht brennen und hörte seine Schritte auf dem Kiesweg näher kommen, — was sollte ich thun?

„Wenn ich ihm sagte, er solle Martha lieben? Der Gedanke flog fort, wie er gekommen; — wenn ich es auch über mich gewonnen hätte, mein Herz so weit zu überwinden, das ging doch nicht, wir waren ja Mädchen. Mechanisch strich ich mein Kleid glatt und ging ihm entgegen. Bei der Fliederlaube trafen wir uns. Die hatte lange abgeblüht, all die zarten, blauen Blüten, die unsre glücklichen Abende belauscht, waren verweht, aber die Rosen standen nun in voller Pracht, lauter weiße, sehnsüchtig duftende Rosen — wir standen in einem Meer von Duft.

„Er lächelte mich und die Blumen an. Ich muß Ihnen

lebewohl sagen, Schneewittchen, sagte er und seine Stimme hatte einen tiefen Klang. Lebewohl sagen ist ein bittres Erdenkraut, aber es macht den Boden recht für die würzige Pflanze Wiedersehn. — Darf ich wieder kommen? Recht bald? Und Sie mir heimholen, Sie gefangen nehmen als mein liebes, trautes Weib?

„Ich starrte ihn an und verstand ihn kaum, eiskalt schlich es mir ins Herz. Vor einer Viertelstunde noch hätte mich das überschwänglich beglückt, und nun —. Ich sah nur Marthas Jammer und hörte ihre schluchzende Stimme: „Ich sterbe daran!“ sagen.

„Mein Liebling, flüsterte er und zog mich an sich: willst Du mein Weib werden?

„Ich fühlte seinen Atem auf meiner Stirn, ich fühlte das Klopfen seines Herzens, ich fühlte meines zu dem seinen hingezogen, ich sehnte mich unsäglich dort auszuruhen, ich verlor alle Kraft und Besinnung. Und doch brauchte ich sie so sehr, ich wollte mich ihm ja nicht geben, wollte ihn nicht besitzen für mich, während Martha die Liebe verzehrte.

„Er aber nahm mein Schweigen für Hingebung, er neigte sich zu mir nieder, seine Lippen suchten die meinen. Wenn er Dich küßt, bist Du verloren! raunte es in mir — da schrie ich auf: Nein, nein, — es kann nicht sein! o Gott, erbarme Dich meiner. — Er aber zog mich fester an sich und flüsterte leise: Marie, Du hast mich lieb, ich weiß es längst, ich hab' es in Deinen Augen gelesen tausendmal, jetzt hab' ich Dich überrascht und erschreckt, Du bist doch mein — Du wirst mein süßes, holdes Weib.

„Mir war zu Mute, als strömten weiche, linde Wellen über mir zusammen, als müsse der nächste Moment mir Atem und Besinnung mit einem rauben und suchte mich mechanisch zu befreien; ich wandte meinen Kopf von ihm ab, — ich durfte ihm nicht in die Augen sehen.

„Du liebst mich ja, Marie, besinne Dich doch, flüsterte er weich und zärtlich.

„Nein, schrie ich rauh mit totesbanger Stimme — nein — lassen Sie mich los — aus Barmherzigkeit, lassen Sie mich los!

„Ich mag wohl verzweifelt ausgesehen haben, mir war auch zu Mute, als ginge die Welt unter mir in Trümmern. Er sah mich traurig und erschreckt an, dann lösten sich seine Arme und er trat einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie mir, Marie, sagte er ganz leise, verzeihen Sie mir; ich war verblendet; warum sollten Sie mich auch lieben, so jung, so schön, so umschwärmt — es war ein Irrtum.

„Ich stand stumm und zitternd vor ihm, ohne nur die Augen aufzuschlagen. Gott behüte Sie! sagte er dann noch, faßte meine Hände, zog sie an sich und küßte mich leise auf die Stirn: Leb' wohl, Marie.

„Ein Schauer ging mir durch die Glieder — dann, als ich zur Besinnung dessen kam, was geschehen, war er schon am Haus und bog nach der Straße.

„Ich schrie auf, als ich ihn nicht mehr sah, Martha war vergessen, die Freundschaft verbleichte, nur die Liebe zu ihm, glühte und brannte mir im Herzen.

„Paul! rief ich, Paul! — Er hörte mich nicht mehr;

aber er sollte, er mußte mich hören, ich wollte ihm nach. Der Boden schwankte mir unter den Füßen, ich ging doch vorwärts, ich mußte ihn noch einmal sehen, mußte ihm sagen, —

„Da legte sich eine Hand auf meine Schulter — Marthas Hand, Marthas Augen sahen mich schmerzlich an. Er ist fort, sagte sie mit vor Erregung rauher Stimme, ich sah ihn gehen. Sagte er auch zu Dir: Viel Glück, Fräulein Marie!?

„Ich sah sie an, ich blickte in ihre lieben Augen und wollte ihn nicht mehr zurückrufen. Meinen Arm schlang ich um sie und küßte sie wieder und wieder; nun kamen auch die Thränen und als die erst da waren, wurde mir immer stiller und friedlicher zu Sinn, wie wohl das Gewitter nachläßt, wenn nur erst der Regen erquickend niederströmt. So zwischen Küssen und Thränen flüsterte ich ihr zu: Martha, Martha, Du mußt mich sehr lieb haben, nun ist er fort und ich habe nichts mehr auf der Welt, als Dich."

Tante Marie hielt einen Augenblick inne, zärtlich das Grab betrachtend. „Sie hat mich sehr lieb gehabt, sehr lieb, und wir haben uns nun auch bald wieder."

„O Tante Marie," sagte der Jüngling zärtlich, „Dein armes Herz! Aber dann? was wurde dann?"

„Das war die Geschichte, die ich Dir versprochen, mein Junge," sagte sie, sich zu dem alten, heitern Ton zwingend. „Wenn er nicht gar so schnell fortgeeilt wäre, oder einmal wiedergekommen — nun, lassen wir den Nachsatz. Mach' Du's nur klüger, Paul, frag' Deine Else noch einmal und lass' ihr zum Antworten Zeit."

„Gut, ich verspreche Dir's, ich will sie fragen und will Geduld haben. Jetzt aber denke nicht an sie und mich, sondern bleibe bei den alten Geschichten. Erzähle mir weiter, wie es mit Deinem Herzen wurde, wie mit ihm, wie mit meiner Mutter. Wäre ich ein Mädchen, wüßte ich wohl schon lange das alles, gegen uns aber seid ihr karg mit der Vergangenheit."

„Das macht, weil Euch die Gegenwart voll und unbeschnitten gehört, Ihr könnt handeln, wirken, und das Leben erfüllt Euch ganz; was aber sollte aus den Mädchen werden, wenn sie nicht Zukunftsträume hätten und in der Vergangenheit so gut, oder besser zu Hause wären, wie in der Gegenwart."

„So nimm mich einmal mit, erschließ' mir dies Reich, sage mir, wie Du jene Schmerzen ertrugst."

„Schwer, mein Paul, aber sie trug mit," fing Marie wieder an, dem Grabe zunickend. „Wir weinten eine Stunde zusammen, Thränen thuen wohl, und wenn man jung ist, hofft man ja noch hie und da auf Wunder. Wir gaben uns unserm Schmerz ganz hin und das ist auch ein Genuß, wenngleich von allen wunderlichen der wunderlichste. Erst als Marthas Vater am Nachmittage scherzend und ahnunglos meinte: Wir sähen wohl so jammervoll aus, weil der Professor fort sei! schämten wir uns und nahmen uns ein wenig zusammen.

„Wir lebten also weiter und zehrten von jenem glückseligen halben Jahr Erinnerung. Martha sprach anfangs sehr viel von ihm und mir ging's stets durch und durch, ich konnte nicht seinen Namen nennen. Aber nach und nach übte die Zeit

ihren zauberkräftigen Einfluß, Martha sprach weniger von ihm und ich konnte es leichter hören. Ich bereute nicht etwa, ich hielt mich für eine Heldin der Freundschaft und bewunderte mich manch liebes Mal selbst. Wir sind alle Thörinnen, mein Paul, alle — wenigstens sowie das Herz ins Spiel kommt, das Herz hat noch viel öfter fixe Ideen, als der Kopf."

„Und Er?" fragte der junge Mann, als sie in Gedanken versank.

„Ab und zu hörten wir von ihm, er schrieb Deinem Großvater einige Briefe, in denen er versprochenermaßen von seinen Schriften erzählte, die wir dann zu lesen versuchten, die Zeitungen sprachen von seinen Erfolgen, kurz, es fehlte unsrer unfruchtbaren Schwärmerei nicht an Nahrung.

„Ich wußte stets, wo er war und was er unternahm; ich verschaffte mir die Programme jener Universität, nur um zu erfahren was und wann er lese. Ich dachte an ihn, wenn ich morgens meine Augen aufschlug, wenn ich meine Rosen pflegte, schritt er mir zur Seite, wenn ich des Tags Stich um Stich meine Arbeit förderte, saß er neben mir und wenn ich des Nachts einschlief, stand vor meinen geschlossenen Augen sein liebes Bild. Hätte ich einen Beruf gehabt, ein schweres, den Kopf füllendes, die Phantasie beschränkendes Tagewerk, wie es der Mann hat, vielleicht wäre ich zu heilen gewesen, so aber —. Was ich that, so fleißig ich war — Kopf und Herz nahm mir keine Arbeit ein, die beiden hatte ich frei für ihn.

„Wenn ich mich mit dem beschäftigte, das zu verstehen suchte, was er seinen Studenten vortrug, las ich doch nur

durch ihn, und um seinetwillen. Ich sann nach, wie er wohl das verstehen würde, was er loben, was er verwerfen möchte, ich suchte die Kunstwerke mit seinen Augen zu betrachten, den Homer in seinem Sinne zu lesen, ich nahm alles erst in mich auf, nachdem ich es gewissermaßen von seinem Geiste hatte durchdringen lassen. Ich fühlte mich nicht unglücklich dabei, aber es war ein gefährliches Leben, ein Leben fernab der Wirklichkeit, mit Schattengestalten.

„Die alten, geselligen Vergnügungen hatten wir nicht wieder gesucht, in stillschweigendem Einverständnis arbeiteten wir beide dagegen. Man schob das in der Stadt auf die Kränklichkeit Deines Großvaters, der schon in dem Sommer, da Paul uns verließ, seine Stellung aufgegeben hatte und nun immer matter wurde. Drei Jahre nach jenem Abschied starb er uns."

„Wir trauerten alle mit gleichem Weh um ihn. Deine Großmutter wurde fast melancholisch, Martha aus Sorge um die Mutter und Schmerz um den Vater leidend und als uns so ein paar bange Monate hingeschlichen, steckte sich der Arzt hinter meinen Vater und sie schickten uns drei nach dem Süden.

„Sie mußten lange zureden, aber als mein Vater mich endlich überzeugt hatte, daß er mich recht gut ein halb oder dreiviertel Jahr entbehren könne, und daß ich jetzt unsern Freunden nötiger sei als ihm, da sprach ich so energisch dafür, daß der Beschluß gefaßt wurde. Wir wollten im September fort, wollten ein paar Wintermonate in Rom bleiben, im Frühjahr den Norden Italiens genießen und dann mit einer Tour in den Alpen unsre Reise beenden.

„Nun war ich Feuer und Flamme, lange hatte mich nichts so interessiert, was ohne Zusammenhang mit ihm war. Ich betrieb Vorbereitungen im großen Stil, las meinen Gefährtinnen Reisebeschreibungen vor, kaufte mir mit Martha einen Dolmetscher und lernte mit ihr italienische Phrasen in so furchtbarer Aussprache, daß uns nachher kein Mensch verstand — aber wir kamen auf andre Gedanken.

„Auch war der Doktor schon mit dem Erfolg dieser Vorbereitungen sehr zufrieden und wir machten uns mit leidlichem Mut auf. Deine Großmutter erholte sich wunderbar schnell und da diese Sorge Marthas schlimmstes Leid gewesen, war unsre Reise von bester Wirkung.

„Wir sahen flüchtig die drei Seen im schönsten Herbstglanz und freuten uns auf ein Wiedersehen im Frühling; wir ließen uns vom Mailänder Dom blenden und waren in Florenz eifrige Besucher des Palazzo Pitti, aber wir waren richtige Touristen, wir sahen nur mit den Augen, wir waren begierig nach etwas Neuem, ehe wir das Alte recht gesehn und hielten uns dabei für tiefer und gründlicher, als unsre Mitreisenden. Trotzdem war die Reise für mich ein großes Glück, sie zog mich ab von meinen Träumen. Ich dachte jetzt morgens zuerst oft an das, was mir dieser Tag bringen sollte; wenn ich jetzt die Augen schloß, stand nicht sein Bild vor mir, sondern der blaue Himmel, der tiefe, geheimnißvolle, leuchtete in meine Gedanken, wo ich auch sein mochte. Überhaupt einen so vollen Zauber die Natur auf mich ausübte, so wenig gab mir das Land „der klassische Boden", wie die sagten, die wir trafen auf unsern Wegen.

„Wir schlossen uns selten Mitreisenden an, höchstens auf einer Tagespartie, wenn es mit entschiedenen Vorteilen verknüpft war, nur einem jungen Mann gelang es, unsre Zurückhaltung zu verscheuchen. Anfangs trafen wir ihn zufällig, bald absichtlich, und am Ende vereinigten wir unsre Pläne.

„Ich genoß auch hier, wie daheim, schweigend und er sprach mit Martha, die das Entzücken beredt machte. Ich dachte mir nichts Arges, wenn die beiden beisammen standen und plaudernd und lachend mich vergaßen, denn ich glaubte nicht, daß einem Herzen, das ihn geliebt, jemals wieder Gefahr drohen könne. Auch dann blieb ich noch vollständig harmlos, als er sich uns anschloß und unsern Reisemarschall abgab. Es war recht angenehm einen Kavalier zu haben, der mit den Wirten verhandelte, der Billets und Gepäck besorgte, den Hausknechten kommandierte und den unverschämten Vetturin in Schach hielt. Daß alles dies ein junger Mann nicht für drei Damen thut, die ihm gleichgültig sind, fiel mir nicht ein, obwohl es nahe genug lag.

„In Genua, wohin wir auf seinen Wunsch gegangen, schifften wir uns ein. Sie saßen Hand in Hand auf dem Verdeck und ich sah's nicht, obwohl meine Augen sie oft gestreift haben müssen und ich mich hinterher recht gut darauf besann. Damals sah ich nur die Riviera in rötlichem Glanze zu uns herüberleuchten, sah das Meer; zum ersten Male das schöne, geheimnißvolle Meer, — Meer und Himmel mit ihrer lockenden Tiefe fesselten mich ja am meisten, Rätsel schienen sie mir, die ich um jeden Preis ergründen wollte, mir war

die andre große Sphinx, die über Italien brütet, noch nicht erschienen, ahnungslos ging ich neben ihr hin bis zu dem Augenblick, wo mir plötzlich ihr Antlitz entgegenstarrte, wo die qualenreiche Vergangenheit der schmerzdurchfurchten Mutter Erde mich mein eignes kleines Leid überwinden lehrte.

„Jetzt saß ich stumm und unbewegt auf dem Verdeck, starrte über die Wellen hin nach dem Ufer — denn am Horizonte festen Schrittes ging eine Gestalt mit des Geliebten Geberden — sie winkte — sie grüßte — nun schwand das Ufer, aber die Gestalt blieb, schwebte über den Wassern heran, schaukelte in den Kähnen die dahinglitten, stand am Mastbaum der Schiffe, denen wir vorbeifuhren, grüßte mir entgegen, wohin ich auch schaute — was Wunder, wenn ich nicht auf Martha achtete.

„Und dann kamen wir nach Neapel! wie hätte mich da ein Liebespaar kümmern sollen. Blieb uns doch hier so kurze Zeit, da unser Begleiter heim mußte und uns erst sicher in Rom in die Winterquartiere bringen wollte — da hieß es mit den Minuten geizen.

„Ich sah Sorrent und sah Kapri; ich träumte Tag und Nacht von der blauen Grotte. — Das war noch magischer als Himmel und Meer. Ach welch ein Meer! Ich habe es nie wieder gesehen, manch' andre Küste seitdem durchstreift — und noch heute strömt ein jugendseliges Gefühl durch meine Adern, gedenk' ich jener blauen, glänzenden Wellen. Sie aber, die beiden — sahen nur einander in die Augen und vergaßen alles um sich her.

„Ich nahm im Fieber des Entzückens schmerzlichen Ab-

schied, nur durch die Hoffnung auf Rom getröstet — und wir kamen nach Rom.

„Das Wetter war elend, aber das Quartier, das unser Begleiter besorgt, war selbst für uns deutsch behaglich verwöhnte angenehm und wir waren sehr zufrieden, als wir Abend im warmen Zimmer unsern Thee tranken. Wir waren befriedigt von dem Bewußtsein in Rom zu sitzen, ohne von Rom etwas andres gesehen zu haben, als enge, vom Regen verhüllte Straßen. Wir lachten uns gegenseitig aus, weil wir uns dies Ankommen so anders ausgemalt. Hatten wir uns doch ganz bedenklich gestritten, was zuerst zu begrüßen sei. Martha war für den Monte Pincio, um römische Gesellschaft zu sehen, ich hielt das Forum romanum für wünschenswert und die Kaisergärten, die ich mir vorstellte, wie sie etwa zu Neros Zeit gewesen sein mögen, die Mama entschied sich für eine, wenigstens äußerliche Besichtigung des Sankt Peter und der Doktor, unser Reisemarschall, hatte lachend gemeint: er wäre für den Besuch einer Trattorie in der Ripetta, wo es verwunderlich zugehen müsse, wenn nicht bekannte Gestalten sich jubelnd auf den Ankommenden stürzten.

„Nun saßen wir behaglich beim Abendbrot, lachten uns aus und waren froh, daß wir nicht Wort halten mußten. Nach und nach wurden wir einsilbig, die Reisemütigkeit verlangte ihr Recht, die Mama ging um ein wenig auszupacken, und ein Mondstrahl, der sich zwischen den Vorhängen hindurch nach meinem Platz verirrte, lockte auch mich hinaus.

„Mein Kammerfenster stand offen, die Wolken waren vom Himmel gefegt, der Mondschein versilberte die Dächer

und breitete sich über die Straße aus, mein Herz jubelte: römischer Mond!

„Als ich nach langem, glückseligem Schauen wieder hinüberkam, war der Doktor fort, Martha zu Bett und die Mama sagte mir sehr müde gute Nacht, — sie hatten geglaubt, ich schliefe schon.

„Am andern Morgen stand die Sonne an einem wolkenlosen Himmel. Abend hatte mich die Unruhe der Erwartung nicht rechtzeitig einschlafen lassen, nun wachte ich spät auf, neben mir war schon volles Leben. Während ich mich eilig anzog, hörte ich drüben den Doktor wieder gehen, ich dachte voller Vergnügen daran, wie ich nun würde mit Martha allein frühstücken können. Wie lange war das nicht geschehen, ich freute mich wirklich, daß er nun so bald nach Deutschland zurück mußte.

„Ein paar Minuten, nachdem er das Haus verlassen, kam Martha zu mir herein mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen. Sie setzte sich aufs Bett und sah mir zu, wie ich die letzte Nadel ins Kleid steckte. Als ich fertig war, sah ich sie an und freute mich darüber, wie hübsch sie aussah, sie hatte auch eine Rose im Haar, die sah ich zuerst. ‚Rosenrot‘! sagte ich; sie errötete noch tiefer und erwiderte schnell: eine römische Rose!

„Dir lacht ja das Glück aus den Augen. Ist es Rom, was Dich so froh macht? Ja und nein, antwortete sie ein wenig verlegen, Du weißt ja, wie ich mich immer auf Rom gefreut habe, und nun — sie stockte einen Augenblick, dann

fuhr sie rasch fort: aber es wird doch immer die glückseligste Erinnerung meines Lebens enthalten.

„Ich sah sie verwundert und fragend an, ich erwartete etwas Übles, war aber ahnungslos über das, was mir bevorstand. Als ich beharrlich schwieg, fing Martha mit einem kleinen Seufzer wieder an: Ich muß Dir etwas gestehen, Marie, er — der Doktor —. Sie stockte wieder, plötzlich schlang sie den Arm um mich und flüsterte mir ins Ohr: Marie, so schön es hier ist, wir müssen Rom verlassen, wir sehnen uns heim, es ist alles so verändert. Er, Marie, er hat mich zum Weib begehrt, er sagt, er habe mich unendlich lieb und ich, ich hab' mich ihm auch zugesagt, Liebste —

„Sie wollte noch weiter reden, ich aber entzog mich ihren Armen und starrte sie an. Zugesagt? Träumst Du Martha? Träume ich? —

„Nein, nein, jubelte sie nun laut auf, wir träumen nicht, es ist heller, goldglänzender Tag, o meine süße Marie, sei froh mit mir!

„Aber Dein Herz?" fragte ich atemlos.

„Mein Herz hat ihn lieb, lächelte sie mit glückseligem Ausdruck.

„Und Paul?

„O Marie! Das ist so lange her, sagte sie vorwurfsvoll. Und ich —

„Vergessen, schrie ich auf, vergessen!

„Da bereute ich, in jenem Augenblick kam die ganze Qual, die ich in den vergangnen Jahren mit Freundschafts-

schwärmerei zurückgedrängt hatte, auf mich eingestürmt und durch alles Weh zog sich der bittre Gedanke, bis zum Verzweifeln sich wiederholend: daß ich so glücklich, wie sie jetzt vor mir stand, auch hätte sein können — wenn ich nur den Mut dazu gehabt hätte. Freilich wohl, zum glücklich sein gehört Mut — es wird einem nicht alles so glatt und plan hergebracht in der Welt, man muß die Kraft haben das Gute für das Bessere zu opfern.

„Wie weh thaten mir nun die strahlenden Augen, die ich doch so lieb hatte! Martha verstand meine Erregung nur halb, sie umarmte mich zärtlich. Sieh Marie, flüsterte sie, ich bin nicht wie Du, Du warst immer besser und beständiger als ich. Meine Liebe kann nicht ewig leben ohne eine andre Nahrung außer der Erinnerung zu haben, aber eben deshalb kann ich auch nicht allein bleiben. Er wird mich führen und besser machen, er wird meinen Wankelmut stützen. O Marie, fuhr sie dringender fort, als ich nicht antwortete, Marie, Du mußt mir verzeihn, ich kann keinem Schatten treu bleiben.

„Wie liebenswürdig, wie schön war sie — wenn Dein Vater sie so gesehen hätte! Ich sah sie damals nur mit Groll an, ich konnte nichts andres empfinden als mein eigen Leid. Ich machte mich los aus ihren Armen. Ich bitte Dich, Martha, laß mich allein — Du hast recht, ganz recht — ich finde mich nur schwer in das Unerwartete — morgen — nachher! — laß mich nur jetzt allein.

„Martha sah mich bekümmert an, sie wäre gern geblieben, aber sie wagte es nicht recht und so verließ sie mich zögernd.

Als ich allein war, ging mir ein Schauer durch die Glieder — darum also hatte ich mein Glück verscherzt!

„Ach und ich wußte nur zu genau, daß es mein Glück gewesen, dem ich die Thür verschlossen, es gab kein andres für mich. Es gibt überhaupt nur ein Glück für jeden, hat er sich das entgehen lassen, ist's vorbei für alle Zeiten und doch klagen die thörichten Glücklosen diese schlechteste Welt an, ob sie gleich zumeist ihr Glück mit eignen Händen auf die Straße geworfen haben.

„Es war eine böse Stunde, die ich da durchkämpfte, bittre, ungerechte Gedanken, die ich da dachte. Vergaß ich doch, daß ich mich allein anzuklagen hatte und suchte Martha die Schuld meiner Thorheit aufzubürden. Ich hatte das Herz verschmäht, das sich mir geboten, verschmäht um eines andern willen, auf das ich kein Recht hatte, aber ich glaubte mit aller Kraft an dies illusorische Recht, ich glaubte mir Deine Mutter durch jene Entsagung erworben zu haben für Zeit und Ewigkeit und sah in deinem Vater nichts als einen Räuber meiner Rechte.

„Und nun würde er wieder kommen und sie würden Arm in Arm, Auge in Auge glücklich sein und ich würde zusehen sollen, ihnen Glück wünschen müssen — nein.

„Ich nahm Hut und Handschuh und stahl mich aus dem Hause. Ich betrat den römischen Boden zum erstenmal, aber ich achtete seiner nicht, gefühllos eilte ich an den Wundern der Vergangenheit und Gegenwart vorüber, — wußte ich doch später nicht einmal, durch welche Straßen ich gelaufen war. Ein buntes Volksgedränge umgab mich, ich hörte und sah

nichts davon. Ich fühlte nicht die zaubrische Luft, die mich umwehte, sah nicht den leuchtenden Himmel über mir — ich hörte nur auf mein Herz, das wieder und wieder jammerte. Umsonst, umsonst, die Liebe verschmäht, die Freundschaft verloren!

„So lief ich weiter und weiter, ich kam in die äußere Stadt, wo die Häuser seltner werden und man zwischen endlosen, kahlen Gartenmauern hinschreitet. Die Sonne brannte und ich begegnete kaum noch hier und da einen Menschen. Am Morgen hatte ich nichts gegessen, jetzt kam der Mittag heran, mich hungerte und dürstete, aber ich wußte es nicht, alle Schmerzen, die ich fühlte, brannten in dem einen Gedanken zusammen: Das Glück, das viele vergeblich ersehnen ihr lebenlang, Dir hat sich's geboten, und Du hast's verschmäht.

„Meine Glieder waren bleischwer, ich konnte nicht weiter. Ich blickte hinauf zum Himmel, der hing oben blau und blendend, nichts sah ich heute von dem geheimnisbergenden Reiz, der mir bisher das Herz bestrickt hatte — heute schien er ein klares, glattes Gewölbe, das jede Frage, jeden Wunsch zurückstoßen würde. Und die Sonne, die schöne, italienische Sonne, die ich sonst gegen alle Scheltenden verteidigt, wie unbarmherzig erwies sie sich mir nun."

„Ich sah auf und überlegte, wo ich sein mochte, Mauern um mich, nichts als kahle, blendende Mauern, nirgends ein Baum, nirgends ein Mensch zu sehn. Seitwärts war eine Nische in der Wand und ein Madonnenbild in blau und rot, einen dickbäckigen Jesusknaben auf dem Arm, starrte aus ihr

ins Leere. Aber da war doch ein Streifchen Schatten und ich ſetzte mich zu Füßen meiner gebenedeiten Namensſchweſter nieder, bitterlich weinend.

„Als ich eine Weile ſo geſeſſen, hörte ich Schritte die Straße entlang kommen und ſah auf. Eine Frau ging vorbei, um wirre, ſchwarze Haare hatte ſie ein rotes Tuch geſchlungen und ſah mit großen, gleichgültigen Augen auf mich nieder. Faſt ohne es zu wollen rief ich ſie, nach dem Wege fragend, an, aber achſelzuckend ging ſie weiter, hatte ich doch, vergeſſend wo ich war, deutſch geſprochen.

„Meine Schläfe hämmerten, meine Augen brannten, ich wußte jetzt auch, daß mich dürſtete. Ich preßte die Lippen aufeinander, ſchloß die Augen und lehnte mich gegen die Wand zurück, ſelbſt als wieder Schritte erklangen, ſah ich nicht auf, ich wollte nicht mehr nach dem Weg fragen — wenn ich hier verſchmachtete war mir wohl und niemandem weh — nur ſchlafen und im Schlafe ſterben.

„Aber es kam kein Schlaf, nicht einmal eine Betäubung, und als wieder das Geräuſch von Schritten an mein Ohr klang rief ich nach Waſſer. Die Schritte verklangen, und wenn ich nur Kräfte gehabt hätte, ich hätte wiederum geweint, ſo elend, hülflos und verlaſſen fühlte ich mich. Da kam derſelbe leichte Fuß zurück, eine Hand legte ſich auf meine Schulter und eine melodiſche Stimme fragte: Signorina?

„Ein Knabe mit leuchtenden Augen ſtand vor mir und bot mir eine Melone; er blieb ſtehen und ſah mir lachend zu, wie ich langſam aß und mich erquickte. Dann ſagte ich ihm ſo verſtändlich wie möglich, daß ich verirrt ſei und nach

der Stadt zurückmüsse. Er war auch gleich bereit mich zu führen und schwatzte mir sehr vergnüglich vor, ohne daß ich mehr als hier und da ein Wort verstand. Am Kolosseum schickte ich ihn mit einem Dank und einem Geldstück, das mehr Eindruck machte als jener, davon, ich mußte mich ausruhen und glaubte, von da leicht den Rückweg zu finden.

„Ich setzte mich auf eine Stufe und starrte müde vor mich hin; hatte auch mein Schmerz die erste, leidenschaftliche Heftigkeit verloren, besonders wegen meiner körperlichen Ermattung, so fühlte ich nun einen dumpfen Druck auf Kopf und Herzen, der so schlimm war wie jener. Ich würdigte das Kolosseum keines Blickes.

„Doch war es hier nicht so einsam wie an meinem ersten Ruheplatz, Menschen gingen vorüber, Worte klangen an mein Ohr, aber etwa wie Meeresbrausen, oder Windeswehen — ich hörte, und verstand nicht.

„Eine Gesellschaft, die sich im Kolosseum hatte herumführen lassen, kam zurück, sich hierhin und dorthin zerstreuend. Drei gingen dicht an mir vorüber, und die deutschen Worte die sie sprachen, rüttelten mich aus meiner Lethargie auf.

„Das war der Abschied," sagte die Frau mit einem leichten Seufzer.

„Ein Herr an ihrer Seite schüttelte den Kopf. — „So wollt Ihr wirklich fort?"

„Ja", fiel der dritte ein und blieb stehen: „Rom ist schön, Rom ist unvergleichlich, aber nichts für die Glücklichen. Wir wollen unser Ich ganz und voll empfinden und wer kann das in Rom, wo die Vergangenheit alles und die Gegenwart

nichts ist. Man kommt sich ganz winzig und erbärmlich vor, ja, ich fühle öfters die Versuchung, mich selbst auszulachen, wenn ich mein Leid oder Freud gar so hoch anschlage. Dies Grab von Millionen und aber Millionen! wie viel Jubel und Jammer hat es verschlungen, ehe ein Zug in seinem steinernen Antlitz sich veränderte. Was waren diese Millionen Leben am Ende? — ein Atemzug, ein Hauch, ein Nichts. — und sie haben genossen und gelitten, just wie wir. Nein, mein Lieb," wandte er sich an die Frau, „wir wollen nicht im All vergehen, muß es einst sein, wollen wir wenigstens diese Spanne Selbstbewußtsein mit aller Kraft ausgenutzt haben."

„Ich fuhr auf von meinem Stein und sah den dreien nach! ‚Rom ist nicht für die Glücklichen!' flüsterten meine Lippen, während meine Augen jenen folgten. Der letzte Sprecher hatte ein schlankes, leichtfüßiges Weib am Arm, ihre goldenen Haare leuchteten bis zu mir zurück und ich glaubte ihr melodisches Lachen zu hören, als er sich zärtlich zu ihr niederbeugte. — Die waren also glücklich, und sie reisten fort, ‚denn Rom war nicht für die Glücklichen!'

„Rom, Rom!" es summte mir in den Ohren, es brannte mir auf der Seele, ich begann die Gewalt dieses Namens zu fühlen, Gestalten und Bilder drangen auf mich ein: — Rom, Rom!

„Ich zwang meine Augen umherzuschauen, als mir die drei entschwunden waren, aber noch konnte ich nicht frei emporblicken zum Himmel und zu den Denkmalen der alten Zeit um mich her. Nur die Menschen sah ich, die sich an mir

vorbei bewegten, mit gefalteten Händen sah ich ihnen zu, während meine Lippen mechanisch flüsterten: ‚Rom ist nicht für die Glücklichen.‘

„Es mochte wohl wahr sein, Martha wollte es ja auch verlassen, obwohl sie kaum ihren Fuß da nieder gesetzt hatte. Waren das nun lauter Unglückliche, die da vorüber gingen? Kinder und Greise, geschmückte Frauen und zerlumpte Bettler — oder empfanden sie nur nicht die bedrückende Größe dieses Totenackers, dem die Menschen den lockenden Namen Rom gegeben hatten?

„Ich suchte in den Gesichtern, die da vorüber glitten, Schicksale zu lesen, aber ich verstand die Schrift noch nicht, mit der das Leben uns ins Antlitz schreibt — meine Augen wanderten erfolglos von einem zum andern. Da wurde ich gefesselt durch eine verschleierte Frau — ich wollte wissen was sich verbarg, in der Gestalt wollte ich lesen, da sich die Züge verhüllten. Es war eine wunderbar schöne Figur, wie man sie nur in Rom findet, groß, elastisch, von königlichem Anstand, der Schleier, der ihr Gesicht verbarg, fiel in reichen Falten nieder, so kam sie, wie ein düstres Bild in dem lachenden Sonnenschein näher. Jetzt blieb sie stehen, von jenseits der Mauern kamen ihr zwei Priester entgegen, dem einen umrahmten graue Haare ein faltiges, weltentfremdetes Gesicht, dem andern aber blitzten die Augen noch jugendkräftig und dunkles Haar schmiegte sich ihm an die Schläfe.

„Die schöne Verschleierte und die Priester kamen aneinander vorüber. Die Frau neigte sich und der junge Mönch blieb stehen um sie zu segnen, da schob sich ihr Schleier zurück,

das Gesicht wurde frei, ich sah ihre Lippen sich leise bewegen und die Augen der beiden ineinanderflammen.

„Ein Augenblick, — der mit den glühenden Augen und dem dunklen Haar stand wieder neben dem Alten, der ruhig weiter geschritten war und der Schleier verhüllte aufs neue das schöne Antlitz der königlichen Frau.

„Ich preßte meine heißen Augen in die Hände und atmete tief auf. Gott weiß, ob ich fieberte oder die Wahrheit gesehen, mir war es aber damals ein süßer Trost zu glauben, daß hier zwei heiße Herzen einander vergebens suchten — sie konnten auch nicht zusammen kommen wegen des tiefen, tiefen Wassers, und so fühlte ich mich nicht mehr einsam in meinem Jammer: es gab ihrer, die litten gleich mir.

„Und hier waren wir ja an unserm Ort, hier war ja Rom, und ‚Rom war nicht für die Glücklichen.‘

„Ich schaute auf, ich sah um mich her — diese Steine, diese Trümmer, diese Cypressen waren Rom! Ich schaute und erwachte. Die Vergangenheit kam und fesselte meine irrenden Gedanken, die heimgegangenen Kinder Roms kamen mich zu begrüßen und verdrängten durch ihre Fülle die Bilder meiner Phantasie — ich sah der Sphinx ins starre Antlitz, aber ich fürchtete mich nicht vor ihren Rätseln.

„‚Rom ist nicht für die Glücklichen‘, aber es lehrt die Unglücklichen ihr Leid vergessen! Was wollte ich denn weiter als vergessen, was unwiederbringlich verloren war, was konnte mir tröstlicher sein, als die Überzeugung, wie klein mein Leid — wie wesen- und wirkungslos es dahin gehe. — ‚Ein

Hauch, ein Nichts —‘ hatte jener gesagt, ‚nicht wert der Empfindung.‘ —

„Ich empfand’s aber doch! ich schlug die Hände zusammen und hob die Augen flehend zum Himmel auf — hatte ich doch eben den besten Willen gehabt zum Vergessen und heitern Dulden, und nun war es mir, als dränge all das Weh, das die greise Roma jemals getragen, auf mich ein, als erwache all das Leid, das hier ins Grab der Zeit gesunken, in meiner Brust.

Volete veder il colosseo? fragte da die Stimme des Führers, der vorher mit den Fremden aus dem Kolosseum gekommen, neben mir. Was konnte ich besseres thun. Ich bejahte, und folgte ihm, der mir voran durch die Bogen schritt. Anfangs zwang ich mich, seinen Erklärungen zuzuhören, um vor mir selbst bewahrt zu sein — bald aber siegte die Majestät der Geschichte über meine Empfindungen, ich ließ ihn reden und durchstreifte die Vergangenheit auf eigne Hand. Ich vergaß mich wirklich, und daß ich mich vergessen konnte, gab mir ein nie gefühltes, ruhiges Selbstvertrauen.

„Auf der oberen Bogenreihe sah ich lange hinaus nach den Bergen und nieder auf die Stadt, bis mein Cicerone die Geduld verlor. Dann ging ich erfrischt und belebt herab; neue Empfindungen regten sich in meiner Brust, ich ahnte Roms Reichtümer, und ich wollte ihrer teilhaftig werden — ich wollte die Schönheiten genießen, über die soeben mein Blick von der Höhe aus gestreift war — Genießen? Ich staunte — Konnte ich denn noch genießen? Ja, ich hatte es eben empfunden, Rom würde mich’s lehren, die ewige

Stadt erschien mir wie eine Prophetin, zu deren Füßen man nur zu sitzen brauchte, um neuen Lebensinhalt zu gewinnen, gut und weise zu werden.

„Ich war plötzlich entschlossen; meine Gefährten sollten allein reisen, ich aber wollte nicht eher heimkehren, bis ich ganz und völlig genesen. Es kam, als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, eine ganz neue Spannkraft über mich, ich wollte mich gleich für meine künftige Selbständigkeit einüben, ging in eine Trattorie, die ich am Wege fand, aß und trank da und verkam recht leidlich mit meinem bißchen Italienisch.

„Dann ging ich heim, der Richtung folgend, die mir der Wirt angegeben, diesmal aber legte ich meinen Weg mit offnen Augen zurück — und was sah ich nun alles.

„Wie ich nach ziemlich vielen Umwegen mich zurückgefunden, traf ich meine Freunde in großer Aufregung. Martha und ihre Mutter hatten sich bitter gesorgt und der Doktor war eben von einem vergeblichen Streifzug nach mir zurückgekehrt. Ich war beschämt und küßte Martha von ganzem Herzen, nur den Bräutigam konnte ich noch nicht ohne bittere Gefühle beglückwünschen.

„Mein Entschluß, in Rom zu bleiben, rief natürlich die lebhaftesten Debatten hervor. Ich machte ihnen das Herz nicht mit Jammern schwer, ich sagte ihnen nur, daß ich mich nicht entschließen könne, mit einem flüchtigen Blick auf all die Herrlichkeiten heimzukehren, daß ich einmal da sei und nicht hoffen dürfte vom Schicksal so bald wieder hierher verschlagen zu werden — ich sagte ihnen alles Überzeugende, was mir in den kommenden Tagen einfiel, und wenn man über-

reden will, fällt einem so manches ein, aber ihnen war und blieb der Gedanke, mich allein zurückzulassen, furchtbar.

„Der glückliche Bräutigam half mir endlich ihre Bedenken überwinden; ich glaube, er war eifersüchtig, weil Martha, die wohl ahnte, warum ich um jeden Preis bleiben wollte, alles that, was sie mir an den Augen absehen konnte. Nach seinem Beispiel schlug sich Martha auf meine Seite, ihr mochte einfallen, daß sie ungetrübter glücklich sein könnte, wenn sie nicht mehr fürchten müsse, mir damit weh zu thun — es schien ihnen wünschenswert, mich los zu sein.

„Du mußt nicht denken, daß mich das kränkte — selbst damals nicht, es war zu natürlich, wir hatten uns trotz alledem sehr lieb — ich lernte nur damals zum erstenmal begreifen, daß uns zu Zeiten die liebsten Menschen die unbequemsten sind. Sie wünschten mich los zu sein und ich sehnte mich unaussprechlich nach Einsamkeit.

„Als nun mein Papa auf meinen sofortigen dringenden Brief umgehend und billigend antwortete, ergab sich auch die Mama. Unsere Wirtin, eine prächtige Frau, die der Doktor von früher her kannte, versprach, mich aufs beste zu versorgen, auch verschaffte er mir die Bekanntschaft mehrerer deutsch-römischer Familien; ich war gut aufgehoben und meine Freunde — ich begann auch den Doktor für meinen Freund zu halten — nahmen beruhigt Abschied.

„Als sie abgereist waren, kam ein wunderbares Gefühl der Freiheit über mich, mir war als sei ich losgelöst von Raum und Zeit. Davon hast Du, mein Junge, freilich keinen Begriff, denn Euch ist diese höchste Gunst: Euer eigner

Herr sein zu dürfen, so selbstverständlich in die Wiege gelegt, Euch ist das erringen der Selbständigkeit so leicht gemacht, daß ihr Euch gar nicht recht vorstellen könnt, wie es einem Mädchen beim Empfange dieser kostbaren und seltenen Gabe zu Mute ist.

„Nun lebte ich also in Rom und für Rom!

„Die Bekanntschaften, die man mir zugeführt, pflegte ich nur flüchtig, hatte doch auch niemand, mit dem ich zusammentraf, einen so ausschließlichen Sinn fürs Historische, wie ich. Furchtbar einseitig war ich in jenen Tagen, selbst die Kunstwerke betrachtete ich höchstens von ihrer geschichtlichen Seite, bis ich von Einem, der ebenso stark und ausschließlich die künstlerische Seite Roms betonte, hinübergelockt wurde und so zu einigermaßen harmonischem Genuß kam.

„Die Bekanntschaft aber machte ich so:

„Ich traf ihn drei Tage hintereinander auf dem Monte cavallo — mich hatte eben dieser Platz lebhaft erfaßt und da ich mich planlos jedem Interesse hingab, um nur interessiert zu sein, besuchte ich eine Woche lang täglich die Rossebändiger. Er hingegen quälte sich, wie er sagte, die Riesen seinem kleinen Gefühl anzubequemen, oder sein Gefühl an den Kolossen wachsen zu lassen. — Bei unsrer dritten Begegnung fragte er mich, ob mich dieselbe Empfindung hertreibe, wir kamen in ein Gespräch und die leidenschaftliche Art, mit der er sich die Kunstwerke zu eigen zwingen wollte, interessierte mich lebhaft. — Nicht für den Mann, aber indem er aussprach, wie er sich den Genuß der hehren Schönheit, der erkämpft sein will gleich allem Großen, erringe, errang er ihn

auch für mich mit, und lehrte mich unwandelbare Schönheit sehen, wo ich bis dahin nur Spuren wechselvoller Ereignisse gefunden. Und wie drang mir diese Schönheit ins Herz; mit welch süßer Ruhe erfüllte es mich, etwas Ewiges, etwas Beständiges gefunden zu haben zwischen den Trümmern des menschlichen Ehrgeizes und der menschlichen Hoffnungen.

„Mein neuer Freund, denn wir wurden in zwei Stunden auf dem Monte cavallo Freunde, war seit drei Tagen in Rom und ganz fremd, ich war seit Wochen hier und viel umher=gestreift, aber nun sah ich mit ihm noch einmal die Gale=rien, und wie anders sah ich sie jetzt.

„Er war Maler und verstand seine Kunst; aber in der ersten Zeit entschloß er sich nicht zur kleinsten Skizze. Wenn ich ihn mahnte, sich nicht bloß diesem höchsten Genusse hin=zugeben — ich verstand nichts, und wollte auch nichts von derartigem „Studieren“ verstehen, — meinte er stets, es wäre unmöglich, er zerginge in seines Nichts durchbohrendem Gefühl, wenn er hier einen Pinsel anrühre.

„Schließlich wurde das natürlich besser und nun hatte ich erst eine rechte Freude an Kunstwerken, nun wurden sie mir menschlich nahe gerückt, wo ich ihm in seinem Atelier zuschauen durfte, während er schuf. Er malte auch mich damals mit einem albaneser Kopftuch, weil ich wie eine Italienerin aus=sähe. Ich that ihm den Gefallen, mich zu verkleiden, und er that mir dagegen den, mich mit einer weißen Rose im Gürtel zu malen.

„Warum? die Albaneserinnen haben Freude an der Farbe, schwarze Haare und Purpurblüten passen zusammen, sagte er,

als ich's zuerst verlangte. Ich sehe uns heute noch in dem kahlen Atelier stehen und mich hinausschauen durch das große Fenster in den klaren, blauen Himmel, er stand vor mir und blickte mich mit prüfenden Maleraugen an, wie ich meinte. Als er bemerkte, daß ich in tiefen Gedanken war, beugte er sich zu mir nieder und fragte fast dringend: Warum keine rote Rose? Sehen Sie diese! und er brach, ehe ich's hindern konnte, die einzige Blüte von einem Rosenstock, der im Lichte des großen Fensters stand. Nein, sagte ich heftig, es muß eine weiße sein, ich war Schneeweißchen und will es bleiben. Wenn auch ein böser Mann Schwester Rosenrot verführt hat, ich bleibe meiner Blume treu. Wie er nun den Kopf schüttelte, und mich besorgt ansah, ärgerte ich mich über meine grundlose Heftigkeit.

„Sie sehen blaß aus, hub er nach einer kleinen Pause an, während welcher er eifrig gemalt hatte, ist ihnen das Sitzen unangenehm? Ich verneinte kurz, und er arbeitete weiter, er führte mit besondrer Sorgfalt die kleine, weiße Rose aus, und neckte mich manchmal mit meiner Vorliebe, nachdem er gefunden, daß ich gelassen dabei blieb.

„So entstand ein schönes Bild — nun, Du kennst es ja. Ich weiß nicht genau was damals mein, und was der Phantasie des Künstlers gehörte, ich freute mich an meiner Schönheit, die dies Bild hervorgerufen. Da ich ihm, zu seinem Entzücken, erlaubte, das Bild auszustellen, fanden sich auch noch Bewunderer außer uns, ja sogar Kauflustige. Verkäuflich war's freilich nicht, aber Bestellungen trug's ein, und wir freuten uns wie die Kinder.

„Unterdes verging Monat um Monat des Winters, Martha war nun schon eine junge Frau. Ich hatte mich nicht entschließen können bei der Hochzeit zu sein, die Mutter war zu meinem Papa gezogen, und ich wußte die beiden, lieben Menschen so gut durcheinander versorgt — ich blieb also noch länger.

„Das kurze Frühjahr nahm Abschied, der Sommer nahte mit Staub und Sciroccowinden, wer irgend konnte verließ Rom und wir — ein junges Ehepaar, das ich durch meinen Freund kennen gelernt, er und ich — beschlossen groß zu leben, nach Sorrent zu ziehen und da eine recht köstliche Villegiatur zu halten. Die beiden Maler wollten nebenher, oder eigentlich vor allen Dingen Studien zeichnen, wollten Capri beunruhigen; und ich sehnte mich darnach, Neapel noch einmal ruhiger zu genießen, als ich im Herbst gekonnt.

„Die Tage vor der Übersiedlung benutzte ich um Abschied zu nehmen von meinen Lieblingsplätzen, denn von Neapel wollte ich zu Schiff nach Norden — ich mußte endlich einmal wieder heim. Nun stand ich wieder auf dem Monte cavallo und überdachte meinen römischen Aufenthalt. Das reiche Rom! nun hatte es für mich zu all seinen Schätzen noch einen wichtigen, persönlichen Inhalt gewonnen. Fest mit ihm verknüpft war die Geschichte meiner Krankheit und Heilung — denn, wenn ich auch immer noch nichts Heiligeres kannte, als meine erste und einzige Liebe, hatte ich doch hier gelernt glücklich und zufrieden sein, trotz unerfüllter Wünsche.

„Wie ich so auf dem Hügel stand und sann, kam mein Freund die Stufen heraufgesprungen und trat lebhaft bewegt

zu mir hin. Ich wußte, daß ich Sie hier suchen durfte, hob er an, denken sie jetzt auch darüber nach, wie wir uns hier fanden?

„Und nun kam was ich nie erwartet hatte, und was ich hätte erwarten müssen, wenn nicht mein Herz so ganz gefeit gewesen wäre. Er warb um mich. — Er habe etwas Vermögen, sagte er mit fliegendem Atem, und seit mein Porträt bekannt geworden, verdiene er ein schönes Geld, und wir könnten so glücklich leben — hier in Rom, wie sein Freund mit seinem jungen Weibe, ja er werde noch viel tausendmal glücklicher sein, und wenn glücklich machen, wirklich beglücke, so müsse ja auch auf mich dies Glück zurückfallen — und so noch viel, was einem ein volles Herz eingibt. Ich stand dabei und hörte alles still an mir vorüberstürmen, als gälte es nicht mir, als sei die Glut für eine Andre bestimmt, nur das Herz that mir bitter weh, fast wie damals in meinem Rosengarten.

„Und ich sagte wieder nein, wie damals — ich konnte nicht anders.

„Wie durfte ich ihm gehören mit dem leuchtenden Bild eines Andren im Herzen? — denn ach, während er sprach, blühte das alte Leid, das alte Glück wieder auf in meiner Brust; während mein armer Freund so zärtlich in mich drang, hörte ich nur die Stimme des geliebten Verlornen.

„Ich sagte Nein! Wie, weiß ich nicht mehr; es that mir so leid wie ihm, glaub' ich, denn ich konnte sein Weh an dem meinen ganz ermessen.

„Wir schieden damals von einander für immer, aber freundlich gesinnt sind wir uns geblieben und gehört haben

wir manches Mal von einander. Eines Tages schickten sie mir mein Bild und seinen letzten Gruß — er ruht in römischer Erde."

Tante Marie hielt inne und sah sinnend und schweigend über die Gräber hinüber ins Weite, auch Paul regte sich nicht, und so fuhr sie nach einer Weile etwas schneller fort:

„Ich ging nun nicht nach Sorrent, ich reiste heim. Mein Vater zeigte sich so herzlich froh über meine Rückkehr, daß ich mich ein wenig schämte, so lange fort geblieben zu sein, aber er war auch so glücklich über mein Erzählen und ich so zufrieden, ihm damit eine Freude zu bereiten, daß ich ganz sprachselig wurde und lernte, was ich nie für möglich gehalten — nämlich fortlaufend zu erzählen.

„Nun lebte ich stille Jahre, deren eins dem andern zum Verwechseln gleich sah. Martha wohnte in der Residenz, wo Dein Vater damals eine Zeitung redigierte. Ihr erstes Kind, ein zartes Mädchen, das meinen Namen bekommen, war sehr bald gestorben, aber Deine Eltern waren glücklich in ihrem gegenseitigen Besitz. Da wurdest Du nach langem Wünschen und Harren geboren. Martha schrieb mir glückselig: Ich habe einen Knaben, Marie, und Du mußt diesmal kommen, und seine Pate werden. —

„Ich hatte Deine Mutter nicht wieder gesehen, seit wir uns in Rom trennten. Dein Vater schrieb auch und da die Großmama damals schon zu schwerfällig war, die Reise zu wagen, that ich ihnen den Willen und hob dich aus der Taufe.

„Du bekamst seinen Namen. Martha fragte mich mit

ihrem süßen Lächeln, ob ich's wohl möchte? und mit dem Namen hatten sie mir Dich gleich ganz geschickt ins Herz geschmuggelt.

„Den Besuch habe ich aber trotzdem nicht wiederholt; so herzlich mich auch alles ansah, ich fühlte mich nicht heimisch. Martha war eine schöne, glückliche Frau, Du ein prächtiger Junge mit dickem, lachenden Kindergesicht, Dein Vater stolz und froh, zufrieden mit Euch und sich selber — Ihr erschienet mir wie aus einer andern Welt voller Licht, Lebenslust und Glück. Als ich heimkam war mir, als sei ich in fernen, fremden Ländern gewesen, und müßte erst wieder lernen, mich im Dämmerschein des Alltäglichen zurecht zu finden.

„Dann starb Deine Großmutter, und als zwei Jahre später auch mein Vater mich verließ, war mir's, als hätten wir jene erst gestern begraben, so ereignislos und still war die Zeit seitdem vorübergeeilt.

„Nun war ich ganz allein.

„Deine Mutter schrieb mir — selbst kommen konnte sie damals nicht, da Du gerade krank warst, und Deinen Eltern viel Not machtest — daß ich nun unweigerlich ihnen gehöre, daß ich kommen müsse, und noch viel herzliche Sachen. Sie schrieb wieder und wieder, Dein Vater kam sogar, mich zu überreden, aber ich blieb hartnäckig bei meiner Weigerung, ich taugte nicht in eine glückliche Familie, ich grollte mit der ganzen Welt.

„In Gedanken an die Wunder, die einst Rom an meinem kranken Herzen gethan, beschloß ich, zu reisen. Ich verkaufte ohne viel Bedenken oder eine sentimentale Anwandlung mein

liebes, altes Haus wie es lag und stand, meinen Rosengarten, meine Habseligkeiten, und begab mich auf die Wanderschaft.

„Nach Rom reiste ich nicht, da lebte noch der Maler, mein Freund; mein einziger Freund; und zugleich der einzige Mensch, den ich meiden mußte, denn mein Spiegel sagte mir, daß ich, wenn auch nicht mehr jung, noch immer gefährlich sei für Maleraugen, zumal wenn es Augen waren, die mich geliebt hatten.

„Unsre alte Dorothee, damals in den dreißigen wie ich auch, begleitete mich, und es ging trotz Martha's Schelten und übeln Prophezeihungen recht gut. Ich erinnre mich, kein unangenehmes Abenteuer, aber auch keine besondre Befriedigung erfahren zu haben, denn ich floh die Freundschaft, die mir nur weh gethan hatte im Leben, und so mied ich selbst oberflächliche Bekanntschaften aus Furcht, sie könnten mir wieder zur Fessel werden.

„Ich reiste vielleicht heute noch, bloß weil mir nichts Klügeres einfallen wollte, aber das Schicksal erbarmte sich meiner.

„Eines Tages, als ich von Chillon nach Genf zurückkam, wo ich mich eben zu längerem Aufenthalt eingerichtet, fand ich einen Brief meiner Martha. — Dein Vater war tot, plötzlich gestorben in der Fülle seiner Kraft. Der Brief war mir schon einige Tage nachgeschickt worden, ich wußte Euch ganz allein — so reiste ich ab, Dorothee mußte alles ordnen und nachkommen, ich nahm mir nicht Zeit einen Koffer zu packen.

„Während der langen Fahrt hatte ich ein dumpfes,

wunderliches Gefühl. Mir war, als säße ich in dem schaurigen Kerker von Chillon nun schon Jahr um Jahr, und es habe mir eben einer verkündet: morgen solle ich frei sein. Da fuhr ich nun hin und sann, ob ich mich nicht getäuscht habe, zweifelnd und bangend, aber leise und heimlich verstohlen drang die holde Hoffnung in mein Herz. Ach, ich sollte mich auch befreien aus schweren Banden, ich sollte wieder einen Lebenszweck finden, der mein Herz auszufüllen versprach.

„Als ich nach Berlin kam, fand ich Euch, wie ich erwartet, einsam, verlassen von aller Liebe, wie ich selbst war. Nun gehörtet ihr mir — nun lebte ich auf, nun empfand ich meine Freiheit als eine Gnade — ich hatte einen Lebenszweck.

„Denke nicht, daß ich mich über Euer Unglück freute, ich hab' mit Euch geweint aus vollem Herzen und es ist mir erst viel später aufgegangen, daß Euer Leid mein Glück war.

„Meine Thatkraft aber wurde gleich geweckt, es gab manches Dringende zu thun, vor dem Martha zurückschrak. Dann zogen wir hierher in die liebe alte Stadt, ich durfte uns ein Heim schaffen, durfte meinen Liebling, mein Rosenrot trösten, und Dich, in dem Er mir wieder erwachsen sollte, durfte ich erziehen.

„Du warst damals fünf Jahr alt, Du weißt Dich unsres Umzuges, der Dir so viel Freude machte, zu erinnern. Unsre Vaterstadt wurde nun auch Deine Heimat, hier besuchtest Du Gymnasium und Universität, hier bist Du zu dem leidlich praktischen Arzt geworden, der seine alte Tante schon manchmal kuriert hat, mitunter auch ohne Not ein wenig tyrannisiert. Ja, ja — ich bin nebenbei alt und runzlich geworden und

die schwarzen Haare sind gebleicht. Aber das hast Du natürlich früher gemerkt, als ich selbst. Und nun wird wohl auch Deine Neugier befriedigt sein, weißt ja, daß ich glücklich gewesen bin mit Euch und durch Euch, aber ich wünsche, mein Liebling," und ihre Stimme zitterte, als sie das sagte, „und ich hoffe es auch — daß Du ein noch sonnigeres Glück finden wirst, als Deine alte Tante."

Sie hatte zuletzt schneller und schneller gesprochen, hier brach sie ab, und der junge Mann drückte ihr herzlich bewegt die Hand.

Nun stand sie schnell auf, nahm ihr Schirmchen vom Grabrand und suchte ihrer Stimme einen festen Klang zu geben, als sie fortfuhr: „Jetzt komm' aber heim, ich glaube wahrhaftig, es ist Essenszeit. So geht's, wenn alte Leute ins Schwatzen kommen."

Er hatte noch immer nicht gesprochen, jetzt schlang er seinen Arm um sie, und küßte sie zärtlich: „Liebe, liebe Tante Marie!"

„Geh doch", schalt sie, „reißest mich um! Solch alte Jungfer steht nicht so fest auf den Füßen, wie ein junges Blut, und was würde Else sagen, wenn sie just hier vorbei ginge! am Ende würde sie eifersüchtig und ich müßte meine Geschichte noch einmal ihr zur Warnung erzählen, hätte ganz umsonst ein paar Stunden lang geredet."

„Nein, Tante", rief er, ohne sie völlig aus den Armen zu lassen, „umsonst wahrhaftig nicht! Mir ist wieder so recht ins Gedächtnis gekommen, was ich Dir alles zu danken habe. Wenn ich auch sehr klein war, als mein Vater starb,

ich weiß recht gut, daß nicht alle Thränen, die meine Mutter damals weinte, dem Vater galten, sondern daß so manche auch unsrer Zukunft floß. Ich weiß recht gut, daß wir bei Dir lebten, daß Du mich hast studieren lassen, und daß Du alles was Dir lieb war, den Schmuck des Lebens und vor allen Dingen Deine Reisen für uns geopfert hast. O schüttle nur den Kopf, Tante Marie, was ich weiß, weiß ich, und davon laß ich mir nichts ausreden."

„Meinethalben", sagte sie halb lachend, halb schmollend, „so will ich's nicht versuchen. Großen Dank braucht's aber wahrhaftig nicht. Das Reisen? — du lieber Gott — bin ich doch bloß gereist weil ich kein Daheim hatte — und das habt Ihr mir geschenkt. Schmuck des Lebens? — Ihr habt mir's mehr geschmückt als je vorher der Tand, an dem sich niemand freute. Glaube mir, Ihr habt mir mehr gegeben, tausendmal mehr, als ich Euch mit dem armseligen bißchen Geld. Ich muß doch recht schlecht erzählt haben, da ich Dir das jetzt noch einmal versichern muß, da Du nicht herausgehört hast, daß all mein Glück Ihr beide gewesen seid und all mein bittres Leid nur die Einsamkeit war. Die Einsamkeit, mein Paul, vor der ich Dich habe warnen wollen. Sieh, wenn ich dächte, Du gingest so ernsthaft und allein durch die Welt, wie der, nach dem Du genannt bist —"

„Richtig der", unterbrach sie der junge Mann, „eben von dem möchte ich noch mancherlei hören."

„Vor allen Dingen laß uns heimgehen, es ist hoher Mittag und die Sonne ist heiß. Ich dachte, mir stürmten nur

die Erinnerungen so in Kopf und Herzen, es hat doch wohl auch der Sommer sein Teil an der Glut."

Paul gehorchte ohne Einwendung, er legte ihren Arm in den seinen und führte sie sorglich fort, nachdem sie dem Grabe Lebewohl gesagt und eine Epheuranke abgepflückt. Wären seine Gedanken nicht so lebhaft mit dem Gehörten beschäftigt gewesen, hätte ihr müder, unsicherer Gang ihn wahrscheinlich beunruhigt, so achtete er nicht darauf, und kaum hatten sie den Friedhof verlassen, fragte er aufs neue, ob sie den Geliebten denn nie wiedergesehen.

„Nein, nie wieder!" antwortete sie, und ihre Stimme klang rauh, es war, als kämen die Worte unwillig und ungewollt hervor. So fuhr sie auch fort: „Gehört hab' ich freilich manch liebes Mal von ihm, er hat ja einen berühmten Namen, den einem die Journale wieder und wieder vor die Augen führen. Wohnt jetzt sogar hier — ich dachte immer, daß ich ihn noch einmal sehen würde vorm Sterben, — nun wohl nicht." Sie hielt inne, und mußte stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

„Sterben! schon wieder. Denke doch nicht daran, Tante Marie. Es war unverantwortlich von mir, Dich so lange der Hitze auszusetzen", rief Paul lebhaft, und sah ihr besorgt in das blasse, müde Gesicht.

„Nein, nein, das schadet mir nichts. So, Du stützest mich ja vortrefflich, es geht schon wieder, nun sind wir auch bald daheim."

Sie gingen jetzt langsam und schweigend durch die heißen Straßen, er hätte gern nach dem und jenem gefragt, besorgte aber, sie noch mehr zu ermüden, und geduldete sich.

Als sie in die kühle Hausflur ihrer Wohnung traten, sagte sie plötzlich ganz unvermittelt, als sei es der Schluß einer unausgesprochenen Gedankenreihe: „Er wohnt nun in meinem alten, lieben Haus; er kaufte es damals, als ich auf Reisen ging, durch einen Advokaten, ich aber erfuhr erst wer der Besitzer sei, als er im vorigen Frühjahr hierher berufen wurde."

„Paul Werner!" rief der Jüngling, „o das ist ein prächtiger Mann. Und ein sehr schöner Mann mag er gewesen sein", setzte er nachdenkend hinzu, „er ist es jetzt noch."

Als sie sich dann beim Essen gegenüber saßen, erzählte er ihr von der Begeisterung, die der weißhaarige Paul Werner auf der Universität hervorgerufen, wie er selbst Mediziner zur Ästhetik bekehrt, wie er seine prinzipiellen Gegner durch persönliche Liebenswürdigkeit erobert und wie sogar sehr junge Damen den weltfremden, man könnte fast sagen melancholischen Ausdruck seiner Augen bezaubernd fänden.

Der junge Arzt hätte sich wohl überlegen können, daß dies mehr eine aufregende, als eine beruhigende Medizin sei, er war selbst nicht ruhig genug zum leidenschaftslosen Urteil. Er verehrte Paul Werner lebhaft, und ihn nun so eng mit dem Schicksal seiner Lieben verknüpft zu finden, erregte ihn mehr, als er sich je zugegeben hätte, außerdem schaute ihm durch alle Vergangenheitsbilder Else's liebliches Köpfchen schelmisch entgegen und lockte und lockte!

Plötzlich sprang er auf: „Ich halte es nicht mehr aus, Tante, ich muß mir Bewegung machen; wenn auch draußen die Sonne brennt, im Zimmer ist's doch drückender."

„Und Else?“ fragte sie mit mildem, bittendem Ton.

„Ich werde wohl nicht ungefangen an dem bewußten Garten vorbeikommen, aber zum Abend bin ich zurück, Du sollst nicht einsam sitzen.“

„Bleib nur, wenn alles gut geht“, lächelte sie, „mich freut das am meisten, außerdem hab' ich heute mehr Besuch als mir lieb ist.“

Er wandte sich noch einmal zurück und faßte ihre Hand. „Weis ihm die Thüre“, bat er eindringlich, „und ruhe Dich aus. Bleib' mir auch hübsch folgsam zu Hause, damit ich Dich bei guten Kräften finde und nicht schelten muß, wenn ich heimkomme.“

„Schon gut, kaum sind die Buben ein wenig heraufgewachsen, dann hofmeistern sie ihre alte Tante! Nun mach' nur daß Du fortkommst, eher hab' ich doch keine Ruhe.“

Als sie nun allein war, gab sie sich ernstliche Mühe ihm gehorsam zu sein, sie fühlte selbst, daß es ihr nötig sei, aber die Erinnerungen waren zu mächtig. Sie machte sich dies und jenes zu schaffen, räumte da auf und dort, wischte Staub ab wo keiner lag, las gestern gekommene Briefe zum sechsten- oder siebentenmal, ohne etwas vom Inhalt zu merken, kurz fing allerlei an, ohne den geringsten Erfolg. Zuletzt ging sie in Pauls Zimmer und dachte daran, wie sie sich wohl zurückgesetzt fühlen würde, wenn eine junge Frau in Zukunft das Recht beanspruchte, Pauls Arbeitstisch in Ordnung zu halten, Pauls kleine und große Wünsche selbst zu erfüllen.

„Ich werde auf meine alten Tage noch einmal reisen müssen, bis ich mich in diese Änderung gefunden habe. Wie

froh will ich sein, wenn er erst ein Herz hat, aus dem ihn niemand verdrängen darf. Er soll nicht sein lebenlang nur zu Gast sein in der Liebe, wie die alte Tante."

Sie setzte sich an sein Pult und durchblätterte die Zeitungen, die heute eingelaufen waren, aber noch ungelesen dalagen, um auf andre Gedanken zu kommen. Ihr Auge lief denn halb achtlos über allerlei Anzeigen und Anpreisungen hin, bis es plötzlich haften blieb an dem geliebten, vertrauten, oft gelesenen Namen: „Paul Werner."

„Das Blatt zitterte in der alten Hand, und das Auge, das eben noch so klar gesehen, umflorte sich leicht — aber Beides verging und dann las sie.

Nein — er war nicht gestorben, ihm war auch kein Leid geschehen, wie es die Zeitungen zu verkünden pflegen, er würde nur heute in dem großen Saale der Universität einen öffentlichen Vortrag halten, über das deutsche Volkslied.

Sie faltete das Blatt zusammen und schob es fort, als gälte es eine Gefahr abzuwehren. Sie ging sogar in ein andres Zimmer, nur um das Blatt nicht zu sehen, in dem die lockende Anzeige stand und versuchte es, durch einen Roman ihres eigenen Romans ledig zu werden. Aber das sind lauter Mittel, die, so oft auch erprobt, noch nie geholfen haben. Mariens Phantasie blieb hartnäckig in dem Universitätssaal und bei dem deutschen Volkslied. — „Es waren zwei Königskinder", klang ihr durch den Sinn.

Sie stand auf und legte das Buch fort. Daheim bleiben? Nein, es ging wirklich nicht. Sie dachte gar nicht mehr daran,

daß Paul es gewünscht und sie es versprochen, wie er schon lange nicht mehr daran dachte, daß er bald heim gewollt hatte zu der Alten. Er war im Banne lieber Augen, gefesselt von lieben Händen, unter dem Schatten derselben Laube, die ihn gestern so grollend scheiden sah. Jetzt umschloß sie ein glückseliges, junges Paar, das alles vergaß: heute und gestern, einst und dereinst verblaßten ihm vor dem Glanze des gegenwärtigen Augenblicks.

Was aber war der Alten dieser Augenblick, sie las in den verblichenen Runen der Vergangenheit, sie lebte von Worten, die der Wind längst verwehte, und grüßte Blumen, die verwelkt waren, um nie wieder zu erblühen. Nie wieder? Marie lächelte. Jedes Jahr blühten sie ja aufs neue; die Blumen wenigstens im Garten und Feld waren getreu, unvergänglich, wandellos, sie alterten nicht, sie wendeten sich nicht andern zu, wie die geliebten Menschenkinder. Die Blumen blühten heute wie damals, wenn sie sie nur wie damals betrachten konnte. Ja, darauf kam es an und Marie fühlte sich eben fähig, den Zauber der Sommerpracht mit jugendfrischem Herzen zn empfinden.

Drüben in der Johannesvorstadt blühten die Rosen — sie fühlte den Duft ihre Stirne umwehen — er lockte und lockte! Sie vergaß, daß sie alt war, daß sie müde war und daß die Johannesvorstadt weit draußen lag, sie machte sich zum Ausgehen fertig.

Die Dienerin, die mit ihr alt geworden und die heiße Luft sehr drückend gefunden, schüttelte den Kopf und wollte ihr Fräulein zurückhalten; aber Marie lächelte: „Ich bin gar

nicht müde. Was? Soll ich durchaus eine Greisin sein? Wir werden einen wunderbar schönen Abend haben."

„Nun ja, in ein paar Stunden", murrte die Dienerin, „jetzt ist's noch Mittagshitze."

Es war auch noch drückend, Marie fühlte es bald und ging langsam in dem schmalen Schatten am Rande der Häuser hin. Bald aber schämte sie sich über ihre Scheu vor der Sonne, was waren diese Strahlen gegen jene, die sie einst in Rom gequält, so wohl unterstützt durch die heiße, stechende Reue.

„Damals wünschte ich mir den Tod," dachte Tante Marie, „und wie lange habe ich noch gelebt, wie manche Freude hat mir mein Leben noch geboten — wie manche kann mir's noch geben durch meine Lieben — und doch — auch heute scheint mir der Tod das wünschenswerteste, das köstlichste Geschenk, was der kommende Tag zu bieten vermag: Sterben ist Ausruhen in inniger, unlösbarer Vereinigung."

So kam Tante Marie nach der Johannesvorstadt; die Häuser standen mit einem Male einzelner — die Stadt hatte sich nach dieser Seite wenig vergrößert, die Bahnhöfe lagen drüben gen Osten, wie vor vierzig Jahren grenzten die Wiesen hier nahe an die Stadt, — ja so war es schon gewesen, als Marie im kurzen Röckchen gespielt und geträumt. Wenige neue Häuser, ein paar stattliche Lauben an den Gartenzäunen, hier und da ein eisern Staket und ein Springbrunnen dahinter, wo sonst eine Hecke und ein kunstloser Brunnen gewesen waren, dort eine Restauration, die verschlafen dalag und deren geringes Leben sich im Hintergarten entfaltete — das war Alles.

Die beiden Häuser aber, die Tante Marie hergelockt, standen unverändert da, waren sogar kürzlich wieder mit der altgewohnten Farbe angestrichen worden. Sie blieb ihnen gegenüber stehen und schaute sich ihr Haus von oben bis unten an, wie man wohl das Gesicht eines alten Bekannten nach langer Trennung studiert. Da war nichts verwandelt, alles peinlich sauber und getreu wie in der alten Zeit. Die Fenster standen offen, dahinter bewegten sich die Gardinen leise in einem Luftzug, den sie unten nicht fühlte, sie sah einen Büchertisch in dem Fenster stehen und es schoß ihr heiß nach dem Herzen — aber es war niemand zu sehen.

Sie schüttelte den Kopf. „Altes Kind", murmelte sie, „willst du nie verständig werden!"

Da alles still blieb, ging sie über die Straße und an dem schmalen Vorgärtchen hin, das mit grünen Rabatten geschmückt war und leuchtendem, gelben Kies. Sie ging bis an die Ecke, wo der Garten über das Haus vortrat, und sie einen Blick nach den Rosenbeeten dahinter werfen konnte. Sie blühten und leuchteten, süße Düfte drangen herüber.

Auf das niedere Staket gelehnt, sah sie unverwandt nach den Blüten, bis ihr die Thränen in die Augen traten. „O Kinderzeit!"

Sie weinte jetzt nicht um ihr Jugendleid, das war momentan wie weggelöscht aus der Erinnerung, sie sah sich dort unterm Baum sitzen in der Sommerabendkühle und Vater und Mutter vorbeigehen Arm in Arm. Vor ihr blieben sie stehen und plauderten, sie aber nahm ihre Puppe vom Schoß, setzte sie in den Rosenbusch und wanderte mit den Eltern. Dann

ging dort hinter den Feldern die Sonne unter, und flimmerte zwischen den Zweigen, wie eben jetzt — die Sterne, die ihr der Vater mit Namen nannte, wachten am Himmel auf, die Blumen dufteten stärker und die Nachtluft kam über die Wiesen. Im Gebüsch nistete eine Nachtigall, die begann nun zu schlagen, dann blieb der Vater stehen, umfaßte Weib und Kind inniger und in dem kleinen Kinderherzen wogten und knospten tausend unverstandene heiße, schöne Gefühle — und was war nun das Ende?

O Kindheit, Kindheit!

Ein alter Diener in blauer Gartenschürze, mit einer riesigen Gießkanne war schon vor geraumer Zeit um das Haus gebogen und beobachtete verwundert die Dame, die so unbeweglich an seinem Staket lehnte. Als er das schmerzliche Beben in ihrem Gesicht sah und Thränen in ihren Augen glänzen, strich er sich verlegen das graue Haar hinter's Ohr und räusperte sich leise. Da sie es nicht bemerkte, stellte er die Gießkanne nieder und trat vor sie hin.

Als sie aufsah, zog er seine Mütze vom Kopf und sagte: „Nichts für ungut, Madamchen, aber wenn sie jemanden suchen, könnte ich wohl Auskunft geben."

Marie sah ihm ins Gesicht, der gutmütig mitleidige Ausdruck entlockte ihr ein leises Lächeln. „Wenn er wüßte, warum ich geweint habe," dachte sie, „er würde mich für eine Närrin halten."

„Ich danke Euch, guter Freund," sagte sie dann, „ich suche da nichts, was ich finden könnte," und wieder flog ein wehmütiger Blick nach den Rosen im Garten. Dann, als müsse

sie ihr Interesse doch ein wenig vor dem Alten rechtfertigen, fuhr sie fort: „Ich habe — es ist sehr lange her — hier glückliche Tage verlebt, darum betrachtete ich mir jetzt das Haus so ernsthaft.

„Ja, ja!“ nickte der Gärtner verständnisvoll. „Es ist ein hübsches Haus, proper und wohnlich, da läßt sich nichts tadeln. Mein Herr wohnt auch wegen alter Geschichten hier, glaub ich, — es darf wenigstens nichts vom Flecke. Es ist schade, daß mein Herr nicht zu Hause ist,“ fügte er hinzu, Marien noch einmal eindringlich musternd, „sonst hätt' ich Ihnen die Stuben zeigen können und das ganze Haus; das mag ich in seiner Abwesenheit nicht auf mich nehmen, aber da ist der Garten, — wenn sie den einmal sehen wollen — da blüht's ganz prächtig.“

Dabei machte er das Gitter auf und Marie stand von Scheu und Sehnsucht bewegt. „Ich möchte niemanden treffen,“ sagte sie zögernd.

„Nur ohne Sorge, ich bin der Einzige im ganzen Revier; der Herr kommt vor Abend nicht aus der Stadt und Besuche empfangen wir nicht.“

Marie schritt über den Sandweg, den sie seit ihres Vaters Tod nicht wieder betreten, sie eilte um das Haus, — und da lag er nun vor ihr, der liebe, alte Garten — jetzt war sie daheim — jetzt war alles, was sie von hier vertrieben hatte, vergessen.

O ihr Blüten, ihr duftenden Rosen! du treue, unwandelbare Natur, du ewig gleiche Trösterin, wir mögen Kinder sein oder Greise, liebeglühend oder verschmachtet in Sehnsucht.

Da war die Fliederlaube und hier blühte jene weiße, schneeblasse Blüte, die Marie am liebsten in ihr dunkles Haar gesteckt, kein Schimmer einer Farbe trübte den leuchtenden Glanz, — die Rose blühte in derselben Jugendschöne. Was war aus dem Haar geworden, dem sie einst leuchtende Folie gewesen? Bleich wie sie legte sich's um die gefurchte Stirn, und diese, die einst mit der Rose an Frische gewetteifert, war welk wie ein vom Winde verwehtes Blumenblatt.

Es war freilich nicht derselbe Strauch wie einst — der war verdorrt. Aber der neue, der an derselben Stelle stand, schmückte sich mit denselben Blüten, duftete mit derselben Süße und erweckte dieselben Gefühle — so war er auch der alte.

Marie ging unruhig auf und ab, hier hatte sie gehofft ruhig zu werden, hierher hatte sie sich gesehnt, um dann still und friedlich heimzukehren — aber sie fühlte weder Frieden noch Ruhe.

Was ist ein erfüllter Wunsch? Nur Wünschen ist Glück, Erfüllung ist höchstens die Geburt eines neuen Wunsches.

Sie sah zum Himmel auf, die Sonne nahm glühenden Abschied. Nun würde er bald sprechen zu beglückten, andächtigen Hörern und warum sollte sie nicht unter ihnen sein? Noch einmal, ein einzigesmal ihn sehen, ihn, der selbst ihren ruhigen Paul in Extase gebracht, hören.

„Sein Haar ist weiß geworden wie meines, er ist alt geworden wie ich", flüsterte sie, „o Jugend, o Schönheit, wie bist du vergänglich!"

Der alte Gärtner kam jetzt auf sie zu. „Sie möchten sich gewiß eine Rose mitnehmen? Ich weiß, die Frauensleute haben solche Blumenandenken gern."

Er schnitt, ohne ihre Antwort zu erwarten, eine schöne Blüte ab von dem Strauch bei der Fliederlaube. Sie nahm sie, dankte dem Alten mit einem leisen Neigen des Kopfes und der geleitete sie ehrerbietig nach der Thür, wo er ihr noch nachdenklich mit den Augen folgte, während sie schnellen Schrittes der Stadt zuging.

Es war schon spät, Marie hörte eine Uhr schlagen und zählte — in einer Viertelstunde mußte der Vortrag beginnen und der Weg war weit. So ging sie immer schneller und trat atemlos in das kühle Treppenhaus der Universität.

Die Kälte durchschauerte sie, aber sie mußte stehen bleiben, um sich Kräfte für die Treppe zu sammeln. Der Diener oben berichtete diensteifrig, daß der Herr Proffessor eben hineingegangen sei und öffnete die Thür. Der Saal war dicht gefüllt, — alt und jung, Männer und Frauen saßen in stummer Erwartung da, die scheidenden Sonnenstrahlen blitzten durch den Saal. Vielleicht blendeten sie Marien — aufsehen konnte sie nicht.

Und nun begann der Redner, seine Stimme erklang — dieselbe Stimme, die einst geflüstert: Sei mein Weib! dieselbe, unverändert trotz eines halben Menschenalters.

Die alte Frau schwankte und lehnte sich an die Wand.

Ein junger Mensch, der nahe an der Thüre einen letzten Platz gefunden, sprang auf und bot ihr den Stuhl. Sie setzte sich, ihm leise mit blassen Lippen dankend und lauschte, den Kopf auf die gefalteten Hände gesenkt.

Die Stimme klang immer fort, schmeichelnd drangen die geliebten Töne in das müde Herz. Marie wagte nicht auf-

zublicken, die Täuschung, daß er dort unverändert stehe, daß all die Jahre, die langen, einsamen Jahre ein Traum gewesen, war zu schön.

Endlich raffte sie sich auf und sah zu ihm hinüber.

Da stand er vor dem Katheder, die Hand aufgestützt, aufrecht, fast unbeweglich. —

Ja, sie hätte ihn wiedererkannt an jedem Orte der Welt, auch ohne seine Stimme zu hören. Freilich, das Haar war weiß geworden, aber leuchtend klar blieb die Stirn, ungebeugt die Gestalt, und die Augen — die Augen waren noch jünger geworden seit damals, wo sie ihn geliebt und verloren.

Damals, wo sie ihn geliebt? Damals, damals? —

Ach, sie liebte ihn heute noch mit derselben Kraft, mit derselben Schwärmerei. Die Liebe hatte sich in das innerste Heiligtum ihres Herzens zurückgezogen, sich da verborgen und sich so geschützt vor der leise zerstörenden Gewalt des Alltagslebens. Die Liebe zu ihm war die Herrin in ihrem Herzen gewesen und geblieben. Noch trug es seine Frühlingsblüte, während auf dem Scheitel der Schnee des Winters lag. Armes Herz! es ging ihm wie dem Kind, das im Feenreiche entschlummert und erwachend die Gespielen als Greise findet, obgleich es selbst noch blühende Wangen und jugendkräftige Glieder hat.

So lauschte denn das Herz der lieben Stimme, ohne darauf zu achten, was sie sagte. Die bewegte Sprechweise klang ihm wie dem Strandgebornen, der aus dem Binnenland heimkehrt, das Rauschen der Meerflut — Heimatklänge, sinnlos, doch sinnbethörend.

Aber Marie wollte nicht träumen, sie wollte verstehen; hören wollte sie, ob er auch jung geblieben im Herzen.

Er hatte einst — war es nicht gestern gewesen — ihnen von den Volksliedern gesprochen, wie sie die Herzen erfassen und sie erquicken mit dem goldenen Quellwasser der Poesie, das aus ihnen zu entspringen scheine, ob es gleich tiefern Ursprungs sei — wie die Quelle auch schon ein geheimnisvolles Leben geführt, ehe sie heraustritt aus dem bis hierhin verödeten Boden, und wie nun ein reiches Leben ersteht, wie sie zarte Blumen weckt und stolzen Eichen Lebenskraft zuführt. Solcher Quelle gleich strömt uns die unerschöpfliche Poesie zuerst im Volkslied entgegen und wächst an und schwillt auf zum gigantischen Strome des Kunstgesanges.

Wie hatte da ihr Auge sehnend an seinen Lippen gehangen. Und dann, als er ihnen die Lieder brachte — vor allem das Eine, daß sie zusammen sangen, wenn der Mond über die Bäume heraufkam — das alte, traurige Lied von den zwei Königskindern, die einander so lieb hatten — so lieb. —

Marie seufzte und zwang ihre Gedanken aus dem Rosengarten in den grauen Universitätssaal zurück.

„Weil es vom Herzen kommt, geht es zu Herzen; weil es aber aus einem reinen, naiven Herzen kommt, das noch innig mit der Natur verwachsen, kann auch nur ein reines, ein kindliches Herz seinen Zauber empfinden. Der Ästhetiker und der Kulturmensch, die als böse Beigabe zur Kultur den immerzersetzenden kritischen Sinn mit bekommen, erschrecken vor der mangelreichen Form, das sentimentale Herz vor der Einfachheit, und beide vor den steten Wiederholungen. Da

ist freilich immer dasselbe: geliebt, gelitten, verscherzt, verloren."

Marie hörte nichts weiter. — ‚Verscherzt, verloren!'

Sie hatte so süß geträumt, ihr war gewesen, als lockten sie seine Worte über ein Jahr nach dem andern zurück — sie hatte wieder zwischen Martha und der Mutter gesessen, und er daneben bei den Vätern, denen er vorlas — er schrieb ja gerade ein Buch über die Volkspoesie.

‚Verscherzt — verloren!' Da waren die Jahre wieder und legten sich mit drückender Last auf ihre Schultern, preßten ihr das Herz zusammen. Sie war alt! Armes Herz, das im Alter noch Frühlingsblüten treibt. Vorbei — vorbei — — die Zeit gibt keine Stunde zurück, das Glück des Lebens hängt an einem Augenblicke.

Wie ein Fieber durchschüttelte es Marien, das Blut stürmte ihr durch die Schläfe, nach den Augen — sie sah und hörte nichts mehr als in peinlichem Summen und Brausen die beiden Worte: ‚Verscherzt, verloren!' —

„Nur fort, nur Luft, frische, freie Luft — und nicht mehr die Stimme hören müssen."

Sie stand auf und ging schwankend nach dem Eingang, ihre Kniee zitterten, ihre Lippen bebten und die Hand griff sich von Stuhl zu Stuhl. Da war ja die Thür — sie lehnte an der Wand, um Atem zu schöpfen, die Rose fiel ihr aus dem Gürtel, sie achtete es kaum — noch einen letzten Blick auf ihn und dann hinaus ins Freie.

Er schwieg eben und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, dann sprach er, seine Stimme erhebend:

„Es waren zwei Königskinder,
Die hatten einander so lieb,
Die konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief."

Ein andächtiger Zuhörer, der am Thürpfosten lehnend kein Auge von dem Redner verwandt, wurde hier arg gestört. Ein leiser Schreckensruf ließ ihn seitwärts sehen und er konnte gerade noch seine bleiche Nachbarin vorm Niedersinken bewahren. Nun lag sie mit geschlossenen Augen in seinem Arm — hilfesuchend schaute er sich einen Augenblick um, aber niemand achtete auf die an der Thür.

„Ein Fischer wohl fischte lange
Bis er den Toten fand"

sagte Paul Werner, und mit schwerem Herzen riß sich der Jüngling los.

Er öffnete die Thür und trug Tante Marie hinaus auf den luftigen Vorplatz. „Es ist zu schwül im Saal," sagte er zum Portier, „die Dame ist ohnmächtig geworden."

„Ich werde Wasser holen," meinte der und sah sachverständig in das blasse Gesicht; aber es war schon nicht mehr nötig, die reine Luft und die Ruhe gaben Marien das Bewußtsein zurück. Sowie der junge Samariter sah, daß sie ihre Augen aufschlug, eilte er in den Saal zurück.

„Ade nun, lieb' Vater und Mutter,
Ihr seht mich nimmer mehr!"

klang es durch die geöffnete Thür in die Totenstille hinaus, dann war alles vorbei.

Der Portier holte der erschöpften, alten Dame — sie sah jetzt wirklich recht alt aus — mit freundlicher Besorgnis eine Droschke und geleitete sie sorgsam die Treppe hinunter. „Ich sag's immer," versicherte er unterwegs, „die dicke Luft ist ein Unsinn. Was die Gelehrsamkeit, die man da oben zu hören bekommt, aufräumt im Kopfe, das macht die dicke Luft wieder zu schanden. Nun liegt noch die Sonne den ganzen Tag auf den Fenstern — ich hab's gleich gesagt — aber da war kein Saal groß genug, 's ist freilich das letzte Mal vor den Ferien und das erste Mal, daß Herr Werner öffentlich spricht — aber die Herren da oben wollen eben immer klüger sein als alle vernünftigen Leute." Damit packte er Marie in den Wagen und schloß ihn sorgfältig als sollte ein Kind seine erste Fahrt allein in die Welt wagen.

Marie lächelte wehmütig: „Wahrhaftig, ich bin älter als ich's wußte, wie viele hab ich heute geplagt, und nun brennt mir der Kopf, und eiskalt geht's mir durch die Adern — ich hab' mir ein Fieber geholt. Paul hatte recht — alte Leute gehören heim, nun mach' ich meinen Lieben Not und Sorgen.

Der Jugendrausch war verflogen, aber seit sie ihn nicht mehr sah und hörte, seit nicht mehr dasselbe Haus sie und ihn umschloß, war auch der wilde Aufruhr gedämpft, der sie vorhin niedergeworfen hatte. Sie war nun viel zu müde um jugendlich zu empfinden, der Körper rächte sich für die Anstrengungen, die das Herz ihm in seinem Irrtum zugemutet.

Dorothee, die schon lange besorgt nach ihrer Herrin ausgesehen, erschrak trotz ihrer Voraussicht, daß nicht alles in Ordnung sei, sehr über ihr Aussehen. Sie schluckte sogar, wenn auch mit großer Überwindung, die Vorwürfe hinunter, die sich während ihres Wartens reichlich angesammelt hatten. Sie kochte schnell Thee und brachte ihre Herrin zu Bett.

Marie ließ sich auch alles still gefallen, nur als Dorothee nach dem jungen Herrn laufen wollte, protestierte sie, ahnte ihr doch, wo er jetzt glücklich war — wie hätte sie ihn stören können.

Als er spät im Vollmondschein, selige Gedanken im Herzen und holde Zukunftspläne im Kopfe nach Hause kam, empfing ihn Dorothee's besorgtes Gesicht an der Thür. Sie erzählte ihm auf sein hastiges Fragen was sie wußte: den langen Abendspaziergang und die Kraftlosigkeit bei der Heimkehr.

Er ging eilig hinüber und hoffte sie schlafend zu finden, aber sie lag mit glühenden Wangen und hohlen Augen unruhig da.

„Tante Marie!“ sagte er erschrocken.

Sie wandte ihm den Kopf zu: „Wer ist da?“

„Paul, Tante,“ sagte er, sich neben sie setzend, während er ihre Hände mit seiner linken ergriff und die rechte ihr auf die Stirn legte.

„Es ist nicht wahr,“ sagte sie gleichgültig und drehte den Kopf nach der Wand.

„Dein Paul! Dein Junge! Sieh mich an, Du kennst mich, Tante Marie!“ sagte er, sich dicht zu ihr niederbeugend.

„Du lügst,“ rief sie geärgert und eigensinnig, „Du hast ja keine weißen Haare!“ dann, beruhigt von seiner Hand, die noch auf ihrer Stirn lag, oder auch zu erschöpft um weiterzureden, schloß sie die Augen und lag still.

Paul lief gleich noch selbst in die Apotheke und setzte sich dann zur Wache an ihr Bett. Sie phantasierte nicht viel, sie erkannte ihn später auch, aber war so matt und kraftlos, daß ihm sorgliche, schlimme Gedanken kamen.

Am frühen Morgen zog er einen älteren Kollegen zu Rate, der wußte aber auch nichts weiter zu sagen. „Alter, Kraftlosigkeit, heftiges Fieber — wenn sie schlafen könnte — vielleicht!“

Paul hatte ihn die Treppe hinunter begleitet und kehrte nun entmutigt, wenn auch nicht überrascht zurück zu seiner geliebten Kranken. Sie saß aufrecht im Bett und winkte ihn lebhaft zu sich.

„Laß Dich nicht etwa beschwatzen von dem Medizinalrat, mein Junge, so oder so. Ich weiß selber am besten, daß mir bald wohl sein wird, wohler als seit langen Jahren. Mir ist, als solle ich jetzt mit dieser Krise meine alte, thörichte Krankheit los werden; und die Heilung, mein Junge, wird radikal.“

Dabei lächelte sie fast schelmisch und streichelte seine Hand, die auf ihrem Kissen lag: „Du aber, mein Junge? Laß ich Dich auch heil und in Ordnung zurück? verkommst Du auch, wenn Dir die alte Tante nicht mehr von Zeit zu Zeit den Kopf

zurecht setzt? Wie ist's mit Elsen? Ich bitte Dich, mach' ein End', daß ich noch meine Freude dran haben kann. Du darfst nicht einsam sein, darfst nicht, darfst nicht."

Sie hatte langsam und mühsam gesprochen von Anfang an, nun wurde es immer schwächer und die Gedanken verließen sie. Nach einer Weile schlug sie die Augen wieder auf und als habe sie eben erst geendet, sagte sie: „Paul, Du antwortest mir nicht?"

Er beugte sich zärtlich nieder: „Else ist mein, Tante Marie, und Dir dank' ich dies Glück! Jetzt aber mußt Du an nichts denken, jetzt mußt Du schlafen."

„Bring' mir Elsen, ich möchte Euch noch einmal beisammen sehen, Arm in Arm —."

„Schlaf, Liebste", unterbrach er sie sanft „ich bitte Dich! am Nachmittag, wenn Du Dich ausgeruht hast, bring' ich sie Dir."

Sie schloß gehorsam die Augen und wandte den Kopf nach der Wand, aber sie konnte keine Ruhe finden, das Herz klopfte wild und ungestüm. Was sie als Beruhigung ersehnt, die Gewißheit von Pauls Liebesglück, drohte ihr das Herz zu zersprengen.

„Glück! Glück! — wie süß das klang! Glück — Glück — wer das auch genossen hätte! nur einmal: Herz an Herzen, Lippe an Lippe, Hand in Hand! Vorbei — vorbei. Die Jugend vertändelt, die Hoffnung verloren, selbst der Wunsch flügellahm geworden. Was sollte sie auch wünschen, nur der Jugend blüht das Glück, weißem Haar blüht die

Winterruh — eine bleiche Blume — aber doch eine Blume, eine weiße Rose. Wie kann sich Jugendschönheit und Lebenshoffnung mit weißen Rosen schmücken, das sind ja Grabesblumen, ein Schmuck für tote Bräute und welke Herzen. Schneeweißchen! — ja, ja, der Name that's, die Rose war schuld daran."

Die Gedanken jagten sich, einer holte den andern ein ehe er noch sein Ende gefunden, und verschlang ihn, dann hing sich ein andrer wieder mit erschreckender Zähigkeit fest und stieß jeden erlösenden trotzig zurück, das Feld behauptend. Das Fieber zuckte und wühlte in den Pulsen, brauste in den Ohren, hämmerte in den Schläfen.

„Die Rose, die Rose!"

Dort liegt sie an der Thür im heißen Saal, sie wird verschmachten, matt senkt sie die weißen Blätter; und nun kommt er herab vom Katheder, schreitet den Saal entlang durch die Reihen seiner flüsternden Bewundrer, schreitet zur Thüre in tiefen Gedanken — vielleicht in Gedanken an vergangene Zeiten, wo er mit Schneeweißchen Volkslieder sang — schreitet weiter zur Schwelle, und nun — halt! halt! — nun zertritt er die weiße Rose!

Ein Schrei entrang sich den Lippen der Kranken, schwer und stöhnend, und ihre Hand griff nach dem Herzen.

Paul fuhr von seinem Platz am Fenster auf: „Tante Marie! Tante Marie!" Sie antwortete ihm nicht mehr, die Lippen waren kalt und stumm, leer waren die Augen, die einen so reichen Strahl von Liebe besessen, ruhig das klopfende,

sehnende Herz, — es hatte seinen Kerker gesprengt, nun durfte es wieder jung sein und hoffen — oder ausruhen für immerdar.

Der Sommerwind strich über Mariens Grab, die Blumen, die es bedeckten, grüßten nachbarlich Marthas Epheuranken und die Weide beschattete die beiden, die sich wieder hatten.

„Du bist nun mein ein und alles auf der Welt, Else, bleibe bei mir, und lasse mich nie", flüsterte Paul, und seine Braut schmiegte sich zärtlich an ihn, den Bekümmerten inniger liebend, als je den Glücklichen. Sie gingen über den Friedhof in jugendlicher Schöne um die Heimgegangene zu besuchen, die sich mit lebenden Augen nicht mehr an ihrem Glück freuen durfte.

Da blieb plötzlich Paul, die kleinen Hände der Geliebten fassend, stehen — jenseits ging ein hoher, weißhaariger Mann zwischen den Gräbern hin. Er trug einen Strauß weißer Rosen, wie sie drüben in der Johannesvorstadt blühten, in dem Garten des kleinen, alten Hauses. Der Sommerwind wußte es genau — er kam daher, er hatte dort schon mit ihnen gekost, und Paul wußte es auch und er sah mit wehmütigem Lächeln, wie sie eine Stelle auf Schneeweißchens Grabe fanden.

„Komm, Else", sagte er leise, „laß uns gehen, ihn dürfen wir nicht stören. Die beiden haben sich nach einander gesehnt ihr Lebenlang, sie feiern heut ein Wiedersehn." So gingen die Liebenden.

Paul Werner sah beide und blickte ihnen nach, bis sie hinter den Lebensbäumen verschwanden; Jugend und Glück!

„So hofft' ich mit dir durchs Leben zu gehen, mein Liebling," klang es in ihm, als er sich zu dem Grabe zurück-wandte, „aber wir wußten's wohl nicht anzufangen, wir ver-standen's nicht und mußten uns allein durch die Welt schlagen, die nur durch gemeinsames Wandern schön wird. War's Schicksal? war's Schuld? — wir konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief."

Die Rosen dufteten, und der Sommerwind wehte wie damals im Garten am kleinen Haus, und wie damals flü-sterte er: „Leb wohl, Marie!"

Bayerische Staats-Bibliothek München

11101
R. Buchner
Buchbinderei
84098 Hohenthann

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glass, Luise,

'O lieb, so lang du lieben kannst' 2 Erzählungen von L. Glass. (Inhalt: Musikanten. - Zwei Königskinder.)

Leipzig [1882]

P.o.germ. 1828
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676001-2